

Südkindien

Reisetagebuch



14. Dezember 2017 – 11. Januar 2018

Prolog.

Besondere Lust, nach Indien zu reisen, hatte ich bisher nicht. So war es, und da ich niemandem darüber Rechenschaft schuldig bin, beließ ich es auch dabei. Aber dann war auf einmal doch der Gedanke da: Warum nicht auch mal über diesen Schatten springen! Ich hatte die Länder Südostasiens besucht, ich war in Malaysia und auf den Philippinen gewesen und auch im Nachbarland Myanmar, warum also nicht Indien. Auch F., beeindruckt von mancherlei Erzählungen aus Kalkutta und anderen Orten, war nicht gleich Feuer und Flamme. Doch Indien, das hieß Aufbruch zu etwas Neuem, das konnte unsere Asienerfahrungen noch mal erweitern und vertiefen, und am Ende fiel uns die Entscheidung leicht. Da hatte sich unsere Reiseplanung auch so weit konkretisiert, dass wir uns auf Südindien konzentrieren wollten. Nach Allem, was wir wussten, würde das einen deutlich sanfteren Einstieg erlauben.

Als dann mit Chennai an der Ostküste und Mumbai im Westen die An- und Abflugorte feststanden, konnte ich die Flüge buchen und die Detailplanung in Angriff nehmen. Hotels und Zugver-



Was erwartet uns in Indien?

bindungen wollte ich diesmal im Voraus buchen, da uns von Dezember bis Januar nur eine stark frequentierte Zeitspanne zur Verfügung stand. Und so sollte die Reise aussehen: Chennai würden wir uns schenken und uns gleich nach der Ankunft an den kleinen Küstenort Mamallapuram fahren lassen, um uns erst einmal in Ruhe zu akklimatisieren. Wie passend, dass uns das Quartier gleich von sich aus anbot, uns in Chennai abzuholen ... Weiter gen Süden dann eine schon im Landesinnern gelegene große Stadt, Madurai, die wir bequem tagsüber im Zug erreichen konnten. Von der Provinz Tamil Nadu würden wir nach Kerala an die Westküste springen, durchaus mit Bauchschmerzen, weil dies das Hauptziel aller Ayurveda- und Yogareisenden ist. Doch wir wollten uns auch erholen und baden und dann gab es dazu keine wirkliche Alternative. Unser Ziel sollte dort nach der ersten Nachtfahrt im Zug Fort Kochi heißen, ein touristischer Küstenort mit portugiesischer Kolonialtradition. Von dort würde auch ein Trip zu den *Backwaters* möglich sein. Anschließend erneut eine große Stadt, Mysore, weiter nördlich im Landesinnern in der Provinz Kar-

nataka gelegen, wo es ein aufregendes Schloss zu besichtigen gab. Die letzte Station vor Mumbai dann nahe der Grenze zu Goa der Pilgerort Gokarna, da war ein längerer Badeaufenthalt eingeplant. Das waren Städte von unterschiedlicher Größe und unterschiedlichem Profil, voll von indischer Geschichte und Tradition, doch auch, so jedenfalls unser Eindruck aus den Reiseführern, mit sehr eigener Austrahlung und Atmosphäre, und mit einem Abstecher in die *Backwaters* kam auch ein wenig Natur dazu. Allerdings gelang es mir nicht, noch den Besuch eines Nationalparks einzubauen. Es waren weniger Stationen als sonst bei uns üblich, einer Planung mit mehr Zielen standen jedoch die Feiertage im Weg. An Weihnachten und Silvester wollten wir nicht unterwegs sein.

Da die indischen Züge um die Festtage herum sehr voll sein sollen, begann ich mit der Buchung schon zwei Monate vor der Anreise und noch bevor die Reiseplanung bis zum letzten Ort feststand. Über Reiseführer und Internet ermittelte ich mit An- und Abfahrtszeiten, Zugnamen etc. die Verbindungen, die wir brauchten, und versuchte dann die Buchungen direkt über die Seite der indischen Eisenbahngesellschaft vorzunehmen, was freilich schwieriger war als erwartet. Die

Indian Railways verlangen nach der gebührenpflichtigen Anmeldung eine gesicherte Authentifizierung über eine Codenummer, mit der auf eine E-Mail sowie eine SMS zu antworten ist. Die E-Mail funktionierte reibungslos, nicht aber die SMS. Trotz unzähliger Versuche kam ich nicht ans Ziel. Auch beim Umweg über Provider wie *Make-my-trip* kommt man irgendwann an den Punkt, an dem die Authentifizierung verlangt wird. Zwei Wochen lang versuchte ich, mit unzähligen erfolglosen Anwahlversuchen einen telefonischen Kontakt zu den *Indian Railways* herzustellen. Bei der dann endlich erstellten Verbindung gelang es mir zwar, einem kaum zu verstehenden Angestellten mein Anliegen vorzutragen, es tat sich aber weiterhin nichts, meine SMS wurde nicht an-



Na, dann nichts wie hin ...

genommen. Bei einem zweiten Kontakt, wieder nach vielen sich über mehrere Tage hinziehenden Anläufen, wurde ich aufgefordert, per E-Mail eine Kopie meines Passes einzuschicken. Das tat ich und auch das blieb erfolglos.

So vergingen einige Wochen und meine Bedenken wuchsen, zumal im Internet Reisende von ähnlichen Problemen mit der Bahngesellschaft berichteten. Ich hatte natürlich auch an hiesige Reisebüros gedacht, hatte aber noch die enorme Spanne

im Hinterkopf, die es bei unserer ersten Sibirienreise zwischen dem Angebot eines deutschen Veranstalters und den Ticketpreisen vor Ort gab. Doch was blieb mir übrig? Zum Glück kam ich auf die Idee, nach einem Indienspezialisten zu suchen. Und den fand ich auch – in einem kleinen Örtchen in der Uckermark, von dem ich noch nie gehört hatte: Oberkrämer. Bei *Yamuna Reisen* rief ich gleich an, und die freundliche Inhaberin erklärte mir, dass es keinerlei Probleme mache, Tickets für uns zu buchen. Das erledige sie mit Hilfe ihres Partners in Delhi, und die Provision, na ja, das seien halt ein paar Euro. Nach und nach gab ich die Verbindungen durch, die ich recherchiert hatte. Es bewahrheitete sich, dass die Züge schon gut gebucht waren, denn für die Nachtzüge Madurai-Ernakulam/Kochi und Mysore-Gokarna bekamen wir nur Tickets für weit auseinanderliegende Plätze, und für den Zug von Gokarna nach Mumbai, für die längste Strecke also, gab es überhaupt keine Tickets mehr. Die Preise bewegten sich für Fahrten von 8 bzw. mehr als 10 Stunden Dauer inkl. Provision bei plus/minus 20 EUR pro Person, waren also tatsächlich sehr günstig.

Wie aber sollten wir von Gokarna nach Mumbai kommen? Die Busstrecke war indiskutabel lang, und einen Flughafen gab es in Gokarna nicht. Auf der Karte sah ich jedoch, dass es in zwar mehrstündiger, aber noch akzeptabler Entfernung einen Flughafen in Goa gab. Ich fand gleich einen passenden Flug am späten Nachmittag. Das war zwar keine Ideallösung, weil wir Flugstrecken gern vermieden hätten, aber es war eine Lösung, und damit waren unsere Buchungen komplett.

Zur Umrechnung der Währung: 100 Indische Rupien (INR) entsprechen etwa 1,25 EUR.

Donnerstag, 14. Dezember 2017. Berlin-Chennai.

6.30 Uhr Abflug von Tegel mit *Air France*. Von Paris um 9.35 Uhr weiter mit *Jet Airways*, der zweitgrößten indischen Fluggesellschaft, die in Partnerschaft mit *Air France* fliegt. Unspektakulärer Flug, viele Inder, aber kaum Traveller an Bord. Wir haben Glück und bekommen Plätze in einem Zweierblock am Rand mit viel Beinfreiheit. In der Mitte des Fliegers direkt vor den Toiletten sitzend, haben wir niemand hinter uns. Hübsche, schwarzhaarige Stewardessen. Mit Ausnahme eines *Chicken Wrap* servieren sie ein sehr mäßiges Essen.

Freitag, 15. Dezember 2017. Chennai-Mamallapuram.

Ein wenig gespannt, ob es mit der vereinbarten Abholung klappen wird, landen wir gegen ein Uhr früh mit 45 Minuten Verspätung auf dem *Chennai International Airport*. In Deutschland ist es jetzt 20.30 Uhr. Seit dem Schließen der Haustür sind wir 17,5 Stunden unterwegs. Trotz der späten Stunde wollen wir Chennai gleich wieder verlassen, unsere Erfahrungen in Indien wollen wir nicht mit einer der großen Städte beginnen. Bis zu unserem Wahlziel, der direkt an der Küste gelegenen historischen Tempelstadt Mamallapuram, wo wir die erste Meeresbrise genießen wollen, sind es nur knapp 60 Kilometer, und auf die kommt es jetzt auch nicht mehr an.

Am Flughafen endlose Passkontrollen, auch hier werden Bild und Fingerabdruck genommen. In der *Arrival Hall* riesiges Gedränge, doch die eigentlichen Warteszenen spielen sich draußen ab,



Einladung nach Indien (in Mamallapuram).

auf einem von Autos frei gehaltenen, halb überdachten Platz vor dem Flughafengebäude. Da drängen sich die Menschen um einen durch Absperrungen mehr schlecht als recht geschützten Gang, der zu den Parkplätzen und Taxis leitet. Im Licht- und Schattenspiel der sich wirr überschneidenden Lichter, die das Nachtdunkel durchbrechen, bilden die wartenden Abholer, im Einzelnen kaum voneinander zu unterscheiden, ein schier undurchdringliches Spalier. Dicht an dicht kämpfen sie um die besten Plätze, winken auf-

geregt ihren endlich gesichteten Gästen zu oder schwenken handgeschriebene, kaum lesbare Pappschilder. Nach einem solchen Pappschild mit unseren Namen suche ich jetzt auch. Während F. bei den Koffern wartet, laufe ich übermüdet und durchgeschwitzt in meiner aus zwei T-Shirts, Pullover und Anorak bestehenden Berliner Winterkluft die aufgeregte Masse der Wartenden ab. Im Zwielflicht muss ich an manche Schilder ganz nahe herangehen, um eine Ahnung zu bekommen, was darauf stehen könnte. Erst auf dem Rückweg finde ich unseren netten Fahrer, der uns bereits als seine mutmaßlichen Gäste identifiziert hatte.

Als wir starten, ist es 2.30 Uhr und es beginnt eine aufregende Fahrt durch das nächtliche Chennai, dessen Größe wir in den Außenbezirken, durch die wir die Stadt verlassen, noch spüren können. Rechts und links entlang der breiten Straße, auf der es um diese Zeit kaum noch Verkehr gibt, ziehen sich mächtige, verwitterte Tragpfeiler hin, die im Halbdunkel der Nacht noch düsterer wirken, sie tragen eine zweite Schicht von Straße oder Eisenbahn. Die Erinnerung an Bangkok, an die *Sukhumvit* steigt in mir hoch – mit einem Mal ist Asien voll da. Dann die parallel zur

Küste verlaufende, fast leere Straße nach Mamallapuram. Ohne jemals die Geschwindigkeit zu drosseln, durchfährt der Fahrer etliche kleine Ortschaften, und wenn sich trotz der späten Stunde doch mal ein Hindernis in den Weg stellt, wird es rigoros weggehüpft. Links der Straße rei- hen sich *Beach Resorts* aneinander.



Religiösität in Mamallapuram: Außenaltar ...

Nach rund 45 Minuten erreichen wir unser Ziel. Das *Vinodhara Guesthouse* liegt um diese späte Stunde in tiefem nächtlichem Schlaf. Mit Mühe gelingt es uns, den diensthabenden Angestellten, der hinter der Rezeption schläft, wach zu bekommen. Verschlafen und mufflig weiß er nichts Rechtes mit uns anzufangen. Ratlos ruft er ins Dunkel des Hotels hoch, dass da jemand angekommen sei. Nachdem ihm endlich vom Treppengeländer aus jemand geantwortet hat, weist er uns ein düsteres, nicht sehr sauberes Kabuff im Erdgeschoss zu. Es ist unsere erste Nacht in Indien, sie beschert uns viele Mücken und die erste kleine Kakerlake dieses Urlaubs.

Wir sind uns einig: So wollen wir nicht starten! Am Morgen fragen wir nach einer besseren Unterkunft. Anstandslos bekommen wir ein großräumiges, helles Zimmer im zweiten Obergeschoss, das zwar keine *Aircon*,

aber eine zum Innenhof weisende Terrasse hat. Dafür müssen wir 2 400 Indische Rupien (INR) pro Nacht hinlegen. Gebucht hatten wir ein Zimmer für 1 800 INR.

Frühstück gibt es im Erdgeschoss, in einem kleinen, zur Straße hin offenen Café, das zum *Guesthouse* gehört. Danach ein erster kleiner Spaziergang durch den Ort und ans Meer. Das Zentrum von Mamallapuram ist vollständig auf Touristen ausgerichtet, hier liegt ein Restaurant und ein Geschäft neben dem anderen. Überall werden wir angesprochen, Händler, junge Männer meist, bieten uns feine Tücher und Steinmetzarbeiten an, für die die Gegend berühmt ist. Das passiert



... und Zeichen auf der Straße.

wenig aufdringlich, mit entspannter Freundlichkeit. Die Stimmung berührt uns positiv, die Menschen sind neugierig, zugewandt, lächeln uns freundlich an. In einem der Touristenlokale legen wir, an der vom Autoverkehr kaum gestörten Hauptstraße sitzend, eine kleine Pause ein. Zum Pilzomelett probiere ich zum ersten Mal ein *Lassi*, das ich entgegen der vertrauten Mangomischung salzig und ohne Frucht bestelle: ein wunderbarer Durstlöscher.

In den hinteren Straßen ist mehr Armut zu sehen, doch auch hier gibt es kaum

Bettler. An den Häusern oft kleine Altäre oder symbolische Zeichen. Einige Leute sind gerade dabei, vielleicht für einen Feiertag runde Kreidezeichen auf den Straßenbelag zu malen, die manchmal Blumen oder Vögel, manchmal auch abstrakte, für uns wenig verständliche Symbole darstellen. Ein kleines Mädchen arbeitet gerade an einem Bild.

Nach der anstrengenden Anfahrt und der vertanenenen Nacht legen wir eine lange Pause auf unseren Betten ein. Von der Veranda öffnet sich der Blick auf ein Gewirr von Palmen und Dächern, die Palmblätter rascheln in der frischen Meeresbrise. Unter dem Dach flitzen zwei Geckos die Wand entlang, unsere ersten in diesem Urlaub.

Am Abend finden wir ein Restaurant direkt am Meer. Zur Terrasse, die in einer etwas seltsamen Kombination ein von dicken Bambusrohren getragenes Wellblechdach überspannt, müssen wir am Rand des Sandstrands über mächtige Steine balancieren. Eine leichte Brise weht in den



großen Raum, über den sich ein paar Tische locker verteilen, das Rauschen des Meeres orchestriert unsere Gespräche. Neben uns schweigt sich ein Paar lange an, bis beide anfangen zu lesen. Ich esse *Calamaris* mit der mir wohlvertrauten *Masala*-Gewürznote. F. bestellt gebratene

Prawns in einer Currysoße. Bier, das hier den schönen Namen *Kingfisher* trägt, gibt es nur auf Nachfrage, auf der Karte steht es nicht. Als der Kellner die Flaschen bringt, bittet er uns, sie unter den Tisch zu stellen.

Als wir gehen, werden wir mit Handschlag verabschiedet. Ein guter Einstieg!



Der *Shore-Tempel*.

Samstag, 16. Dezember 2017. Mamallapuram.

Am nächsten Morgen wache ich von Mücken zerstochen auf – mein Moskitonetz liegt in Berlin im Schrank ... Das Omelett, das es gestern *plein* gab, ist heute mit Tomaten und Zwiebeln belegt. Dazu ein Hauch von Butter und Kaffee. Das karge Frühstück, an das ich mich werde gewöhnen müssen, ist im Hotelpreis inbegriffen. Orangensaft kostet extra.

Heute Besichtigung der örtlichen Sehenswürdigkeiten, die Mamallapuram, das Weltkulturerbe ist, zu einem vielbesuchten Ort in Südindien gemacht haben. Zu den bedeutendsten historischen Monumenten gehört der *Shore-Tempel*, der als ältester Steintempel Südindiens

gilt. Zu einer Zeit gebaut (700-720), als sich hier ein bedeutender Hafen befand, und damals vom Meer umspült, liegt er heute als Solitär etwas zurückversetzt am Strand und hat keinen direkten Zusammenhang mehr mit dem Ort. Auf dem Weg dorthin wuseliger Betrieb. Autos und Motorräder stauen sich auf den Wegen, Verkaufsstände bieten Devotionalien und Esswaren an, Busse schütten ganze Ladungen von indischen Pilgern aus. Die Frauengruppen oft in gleichfarbigen und

gleich gemusterten, immer farbenfrohen Saris, viele edel gewandet und mit blitzendem Goldschmuck, einige auch in ärmlichem Sonntagsstaat. Immer wieder kommen Frauen auf F. zu, wollen Selfies mit ihr machen oder bitten uns, Fotos von ihnen aufzunehmen. Manchmal werde ich einbezogen, doch mir gegenüber sind sie deutlich zurückhaltender – das passt nicht ins Schema der Geschlechterrollen. Eine Frau will F. eine Kette schenken, womit F. nicht recht umzugehen weiß, aber zu ihrer Erleichterung passt sie nicht. Der Eintritt, den nur wir westlichen Touristen bezahlen müssen, der allerdings für sämtliche Tempelanlagen des Orts gilt, kostet 500 INR pro Person, recht viel für dieses Land.



Einmal fotografieren bitte ...

Der aus zwei Türmen bestehende Tempel, der von einer Steinmauer umgeben wird, besteht aus pyramidenförmig übereinander

geschichteten Granitblöcken, die unzählige, von Wind und Salzwasser matt geschliffene Figuren aus der indischen Mythologie schmücken. Zu der hatte ich nie einen Zugang und habe mir auch vor dieser Reise keinen verschafft. Ich sehe die hybriden Phantasiewesen, halb Mensch, halb Tier, die die hinduistische Religion erschaffen hat, nur in ihrer faszinierenden äußeren Form



Freizeitvergnügen auf dem Gelände der Höhlentempel.

und staune darüber, dass eine Religion mit solch archaischen Zügen, die den doch anscheinend unaufhaltbaren historischen Siegeszug des Monotheismus nicht mitgegangen ist, eine so offenkundige aktuelle Bedeutung behalten hat. Davon zeugen jedenfalls die vielen indischen Touristen, unter denen sich zahlreiche Pilger und Gläubige befinden. Auf den

Steinmauern, die die Tempel umrahmen, eine Reihe lagernder Kühe, von denen jede anders modelliert ist. Formschemata gab es anscheinend noch nicht. Wenigstens scheißen diese steinernen Heiligen nicht auf die Straße.

Die erste köstliche Kokosnuss in diesem Urlaub.

Dann die nicht minder berühmten Höhlentempel. Der Weg zu ihnen führt an dem alles überragenden Felsrelief *Arjuna's Penance* (*Arjuna's Buße*) vorbei, das mit einer Vielzahl von aus dem Felsen geschlagenen Figuren beeindruckt: Tiere, Krieger, Tänzerinnen und vieles mehr. Auch dieses großartige Kunstwerk verbirgt eine um Shiva kreisende Geschichte, die ich hier nicht nacherzählen will. Faszinierend die erstaunlich erotischen Tänzerinnen, ein seltsamer Kontrast zum

prüden Look der heutigen indischen Frauen, die unter ihrem Sari immer eine Hose tragen und nie einen Blick auf ihre Beine gestatten. Nur etwas Bauch sieht man manchmal.

Die Höhlentempel, die weniger zum Gebet als zur Demonstration bildnerischer Gestaltungskunst bestimmt waren, sind in den felsigen Hügeln verborgen und über Fußpfade erreichbar. Überall



Stolz auf die Kunst seiner Familie (Foto: F.)

auf dem Gelände Selfies schießende Inder. Familien picknicken im Gras, Jugendliche wetteifern darin, die Hügel zu erklimmen, Pärchen gehen entgegen allem, was in den Führern zu lesen ist, Hand in Hand. Pilgern ist anscheinend ein großes Freizeitvergnügen.

Ein Mann, durch das rötliche Zeichen auf der Stirn als gläubiger Hindu kenntlich, spricht uns stotternd an. Er arbeitet in einem archäologischen Institut und möchte uns unbedingt die Vishnu-Schnitzereien seines Großvaters zeigen.

Durch seine treuherzige, aufrichtig zugewandte

Art lassen wir uns über Stock und Stein zu seinem Haus locken, das in einem abgelegeneren Wohnviertel liegt. Wie er uns erzählt, lebt er dort mit 13 Familienmitgliedern, allerdings nur zur Miete. Das Haus gehört seinem Großvater, der ihm ausgeholfen hat, nachdem er sein eigenes Haus durch den Tsunami von 2004, der hier viel zerstört habe, verloren hat. An der Wand hängt ein Porträt seines verstorbenen Vaters. Er stellt uns seine Mutter, seine Frau und seine zwei Töchter vor. Die Mutter begrüßt uns gravitatisch von ihrem Stuhl aus, auf dem sie offenbar den ganzen Tag verbringt.

In einen kleinen Nebenraum drängen sich auf dem Boden und den Wandregalen die Steinmetzfiguren seines Großvaters. Stolz zeigt er uns eine Figur nach der anderen, auch solche seines On-

kels und seine eigenen Arbeiten, die er schlechter findet. Es sind schöne, filigrane Arbeiten aus Marmor, Speckstein oder Granit, die das gesamte Ensemble der indischen Mythologie abbilden. Seine Frau serviert uns Tee, vergisst allerdings F's Bitte, ihn ohne Zucker zu bringen, was ihr einen strengen Tadel einträgt. Die Figuren, erzählt er uns, werden von großen, auch europäischen Firmen in Auf-



Sie verpflegt die Pilger.

trag gegeben, die sie als Geschenke an gute Kunden verteilen. Besonders wertvoll sind die rundum, nicht nur als Relief geschnitzten Figuren. Wir kaufen zwei Figuren: F. für 35 EUR eine Gottheit, die ein Musikinstrument in den Händen hält und als Schutzgöttin der Schreibenden gilt, und ich eine *Ganesh*a für rd. 150 EUR.

Verabschiedet werden wir mit einer Art Segnung. Nachdem er unsere Hände mit den offenen Handflächen übereinander gelegt hat, legt er seine Hände um eine Shivafigur und ruft mit einem Gesang Shiva an, dass wir für immer zusammen bleiben mögen. Dann reicht er eine weitere Figur, diesmal eine von ihm selbst gemachte, seiner Großmutter, die sie uns mit großer Förmlichkeit als Geschenk in die Hände legt.



Die Fünf Rathas.

Am Nachmittag wollen wir eine Pause in einem Restaurant einlegen, dessen Veranda im Obergeschoss uns einen schönen Ausblick über die Straße verheißt. Zwei Tische stehen da und ein Boy bringt uns die Karte. Doch als wir bestellen wollen, eröffnet er uns, dass nichts davon vorhanden sei. Das Haus werde renoviert, nur die Veranda sei geöffnet. Wir trinken einen Zitronensaft, für den er das Wasser von nebenan holt.

Abends lassen wir uns im selben Restaurant wie gestern für 1 500 INR einen köstlichen, in Butter und Knoblauch gedünsteten *White Snapper* schmecken. Bier ist im Vergleich zum allgemeinen Preisniveau unverhältnismäßig teuer: Eine Literflasche kostet 300 INR. Im Hotel bis 4 Uhr früh eine lärmende indische Männergruppe, die sich auf einem benachbarten Balkon zulaufen lässt. Am Ende bewerfen sie sich lautstark streitend mit Stühlen. Am Morgen



Picknick im Tempel.

drückt uns der Portier sein Bedauern aus. Obwohl es diesmal keine Mücken gibt, finden wir in der Nacht kaum Schlaf.

Sonntag, 17. Dezember 2017. Mamallapuram.

Nach dem Frühstück bewegen wir uns über staubige Straßen, über denen sich mit vielstimmigem Hupen der Autos und Motorräder der Sonntagsverkehr auslebt, zu den *Fünf Rathas*, einer weiteren bedeutenden

Sehenswürdigkeit, die sich außerhalb des Ortszentrums befindet. Auf der großen Straße, die zu den Tempeln führt, bieten Geschäfte Steinmetzarbeiten an. Dichtgedrängt in allen Größen versammeln sich die steinernen Gottheiten auf den Böden und in den Regalen der Läden, im grauen Staub des Bordsteins warten sie auf zahlungswillige Gläubige.

Am Tickethäuschen begrüßen uns Wächter mit vorsintflutlichen Gewehren, hoffentlich nur Attrappen. Unsere Tickets von gestern werden akzeptiert, obwohl sie nur am Tag der Ausstellung gelten. Wir bewegen uns durch ein faszinierendes und höchst seltsames Ensemble von Bauten,

das hier auf den sandigen Boden gestellt wurde. Die *Rathas* werden durch eine Gruppe von Tempeln und lebensgroßen Tieren gebildet, die im 7. Jahrhundert entstanden sind, aber eigentlich nur Musterbauten darstellen. Sie zeigen unterschiedliche Stilformen vor, waren jedoch offensichtlich nie in Betrieb, haben nie den religiösen Zwecken gedient, auf die sie äußerlich ausgerichtet sind. Wie reich muss eine Kultur gewesen sein, die sich solche allein der Demonstration dienenden Spielzeugtempel leisten konnte? Auch hier hauptsächlich indische Touristen, die sich unentwegt selbst fotografieren.



Fischer spielen Karten am Strand (Foto: F.)

Querfeldein laufen wir über eine ausgedörrte Grasfläche, an einem heruntergekommenen Zeltlager der Armen vorbei, zum Strand vor. Wir spazieren am Wasser entlang, bis wir uns wieder auf der Höhe des *Shore-Tempels* befinden.

Unterwegs viel Badebetrieb. Die Inderinnen baden vollständig angezogen, nur die Männer sieht man ab und zu in Badehose. Ein Jugendlicher pest auf einem Pferd in beängstigendem Tempo mitten zwischen uns durch. Die Idee zu baden, haben wir inzwischen aufgegeben, unter den Einheimischen kämen wir uns allzu sehr als Fremdkörper vor. Mit wenigen Ausnahmen, die an einer Hand abzuzählen sind, sehen wir hier keine *Falangs* ins Wasser gehen, das überdies einen sehr starken Wellengang hat.

Vor den Häusern liegen überall aufgebrochene Früchte auf der Straße. Außen sind sie grün, innen rotfleischig, manchmal auch mit roter Farbe übergossen. Am Abend erzählt uns der Kellner, heute sei ein besonderer Tag für die Hindus.

Mittagspause in unserem ersten Restaurant. Hühnersuppe. Fischsuppe. Schöner Blick über die am Strand liegenden Fischerboote hinweg aufs Meer. Im Sand lagert eine Gruppe von Männern, die Karten spielen. Die Karten lagen versteckt unter einem Netz. Eine Moslemfamilie, die Männer beten.

Am frühen Abend kommt wie jeden Tag ein starker Wind auf. Für unser Abend-



Am Strand von Mamallapuram.

mahl wählen wir diesmal ein Restaurant aus, das leichter zu erreichen ist. Das *Bambino* liegt im zweiten Obergeschoss eines Hauses direkt an der Hauptstraße, kurz bevor diese auf den Strand stößt. Es ist deutlich luxuriöser als unser erstes Restaurant. Ein Schlepper hatte uns draußen

angesprochen und bedient uns dann auch, was anscheinend üblich ist. Wir handeln die vergleichsweise teuren *Prawns* von 3 000 auf 2 500 INR runter. Dafür muss ich ihm Trinkgeld versprechen und mit einem *Give-me-five*-Handschlag besiegeln. Die Garnelen werden uns zu je fünf Stück auf zwei Arten serviert: in einer *Masala*- und einer *Butter-Lemon-Sauce*. Auch hier steht das Bier nicht auf der Karte, wird uns immerhin jedoch offen serviert. Auf die Frage nach Alternativen bietet der Kellner uns an, für 500 INR Gin von nebenan zu holen. Für Geld geht alles. Als wir um 21.30 Uhr das Restaurant verlassen, hat es sich mit schicken jungen Indern gefüllt.



Mit dem Zug unterwegs.

In der Nacht ein mächtiger Sturm. Wieder schlecht geschlafen.

Montag, 18. Dezember 2017. Mamallapuram-Madurai.

Pünktlich um 10 Uhr kommt das Taxi, das wir am Tag zuvor bestellt haben. Zwei Stunden bewegen wir uns über Straßen, die jetzt, anders als bei der Hinfahrt, stark befahren sind, allein für das geschäftige

Chennai braucht es die Hälfte der Zeit. Um 12 Uhr erreichen wir dort den Bahnhof Egmore, einen mächtigen, rotweißen Kolonialbau. Unser Zug steht schon da. Er ist von beeindruckender Länge, der überdachte Teil des Bahnhofs reicht nicht einmal aus, um die Hälfte der Wagen zu fassen. Bevor wir einsteigen können, werden die Waggons sorgfältig gereinigt. Die Fenster werden geputzt, die Gänge und Toiletten mit Schläuchen ausgespült. Um 13.40 Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Wir haben bequeme, wenn auch recht zerschlissene Sitze in einem sogenannten *A/C-Chair* der 2. Klasse. Fünf Sitze nebeneinander quer zum Zug, drei rechts, zwei links vom Gang. Traveler sehen wir nicht. Verkäufer, die ihre Waren ausrufend durch die Wagen laufen, versorgen die Fahrgäste mit Kaffee, Tee, Süßigkeiten und auch kompletten Gerichten. Wir gönnen uns zwei mit Alufolie bespannte *Birhani*-Assietten. *Birhani* ist gewürzter Reis, in dem sich unterschiedliche Zutaten befinden können. Uns erfreut ein gekochtes Ei.

Unspektakuläre flache Landschaft mit Busch- und spärlichem Baumbewuchs, ab und zu Reis- und Getreidefelder.

Gegen 22.15 Uhr erreichen wir unser Ziel:

Madurai Junction. Mit rd. 1,5 Mio. Einwohnern ist Madurai, am Fluss Vaigai gelegen, die drittgrößte Stadt der Provinz Tamil Nadu im Südosten Indiens. Ihre Geschichte, die mindestens bis zum 3. Jahrhundert vor Christi zurückgeht, ist eine der ältesten Indiens. Bekannt ist Madurai wegen seiner vielen Tempel und auch wegen der besonderen Bedeutung, die der tamilischen Sprache und Kultur dort zukommt.



Hotelblick: der *Sri Meenakshi Sundareswarar-Tempel*.

Der Taxifahrer verlangt 300 INR für die Fahrt zum Hotel. Mein Gegenvorschlag von immer noch zu teuren 200 INR kommt F. zu schlecht vor, und so bleibt es bei dem stark überhöhten Preis. Er



kennt den Weg nicht, informiert sich unterwegs aber klug, wie er fahren muss.

Unser Hotel, eher eine Apartment- etage, ist über eine schmale Treppe zu erreichen. Da der Eingang für nicht Eingeweihte kaum zu entdecken ist, wurde uns zur Adresse das danebenliegende Seidengeschäft mitge-

nannt. Im zweiten Stock verwandelt sich der schmutzige Aufgang in eine edle, nagelneue Marmortreppe. Ein etwas seltsamer Hotelboy nimmt uns in Empfang. Misstrauisch beugt er unsere dreckigen Schuhe, schon am Eingang müssen wir sie ausziehen, um bloß keinen Dreck in die marmorne Ausstattung zu tragen. Unser Zimmer, mit vergittertem Fenster und einer großen Kandin-



Quirliges Leben in der Altstadt von Madurai.

sky-Reproduktion an der Wand, ist von unterkühlter Modernität, ein großer, hoher Raum mit weißen Wänden, von denen sich in dunklem Holz Schreibtisch, Stuhl, das ausladende Bett und ein riesiger Wandschrank abheben. In einem kleinen Erker stehen zwei Sessel. Überall liegen Duftkügelchen herum, al-

les wirkt brandneu, *clean* und superchic. Der Boy, der die Anlage ganz allein verwaltet, ist beflissen bis zur Aufdringlichkeit. Sein Trinkgeld wünscht er sich in Euromünzen und drängt uns, unsere Wäsche unbedingt bei ihm waschen zu lassen.

Den Versuch, ein Restaurant zu finden, geben wir auf der dunklen Straße schnell auf, die Gegend ist uns noch allzu unvertraut. Ein paar Snacks, zu denen wir Wasser trinken, müssen reichen. Eine halbe Stunde vor Mitternacht liegen wir im Bett.



Ein Seiteneingang zum Sri Meenakshi Sundareshwarar-Tempel.

Dienstag, 19. Dezember 2017.
Madurai.

Frühstück gibt es in einem großen, lichten Raum, in dessen hinterem Teil sich auch die Küche befindet. Mit dem Rücken zu uns am Herd stehend, bereitet der Boy die Mahlzeit für uns zu. Es gibt Omelett mit Toast, dazu eine kleingeschnittene Papaya. Wie wir jetzt wahrnehmen, besteht das Hotel nur aus zwei Zimmern und wir sind die einzigen Gäste. Der Boy schläft in einer kleinen, offenen Nische zwischen dem Essraum und unserem Zimmer. Es ist offensichtlich, dass er sich langweilt, weil

er mit der Betreuung der beiden Zimmer vollkommen unterfordert ist. Fast unvermeidlich kümmert er sich mehr als es guttut um seine Kunden. Ein Gefühl dafür, wann Nähe und wann Distanz angebracht sind, fehlt ihm. Wir fühlen uns in diesem schicken Ambiente nicht wirklich wohl, was weniger am Styling liegt, das mit unserem Klischeebild von Indien nicht ganz kompatibel ist, als vielmehr an dem Gefühl, ständig unter Beobachtung zu stehen. Zum Frühstück setzt er sich,



Tempelfiguren.



ohne zu fragen, an unseren Tisch, alles andere wäre allerdings, da es keine Trennung zwischen Küche und Essraum gibt, auch reichlich verkrampft. Mit schriller Eunuchenstimme redet er in einem Redetempo, dem kaum zu folgen ist, auf uns ein. Der Besitzer, erzählt er, der noch andere Flats unter seiner Obhut habe, mache sich Sorgen, ob sich unser Apartment auf Dauer wirklich tragen könne. Vielleicht ist er deshalb so hypernervös.

Doch so schräg das Apartment und sein Verwalter auch rüberkommen: der Ausblick von der weitläufigen Dachterrasse, auf der ein paar Wäschestücke auf der Leine flattern, entschädigt für alles. Von hier aus haben wir einen weiten Blick über das Häusermeer der Stadt, das heute in

grauem Dunst liegt. Wir entdecken die Rückseite des tempelartigen Aufbaus, der unser Haus schmückt, und weit in der Ferne leuchten die Türme des gigantischen *Sri Meenakshi Sunda-*



Pilger begehren Einlass.

reshwarar-Tempels, einem der bedeutenden Sehenswürdigkeiten des Landes, dessen Besuch uns heute noch bevorsteht. Auf den Weg in die Stadt haben wir nun ein Auge für die bemerkenswerte, sich oben wie ein Tempel darstellende Fassade unseres Hauses, die uns gestern bei der Ankunft verborgen blieb. Im zweiten Obergeschoss versteckt sich, von außen kaum zu entdecken und nur mit einem unscheinbaren Schild ausgezeichnet, die moderne Hoteletage. Ähnlich

schöne alte Tempelaufbauten sehen wir noch mehr auf unserem Weg, der uns zum nahegelegenen Komplex des *Sri Meenakshi Sundareshwarar-Tempels* führt. Verführt durch die Fußgängerzone, zu der die Stadt die umlaufende Straße vor wenigen Jahren umgewandelt hat, begnügen wir uns vorerst mit einer Umrundung des Tempelgeländes. Nach den engen Straßen der Altstadt, in denen man, vom Lärm der



Im Innern des Tempels.

dauerhupenden Autos und Motorräder betäubt, alle Aufmerksamkeit darauf richten muss, heil durch den Verkehr zu kommen, ist eine solche in diesem Land durchaus überraschende Ruhezone eine wahre Wohltat. Entlang der hohen Mauern, die den Tempel nach außen abschirmen, schlendern wir über die breite Straße, auf der fliegende Händler und Geschäfte, die Schmuck, Kleider und Devotionalien anbieten, auf kaufwillige Pilger spekulieren. An den vier Seiten des Geländes stehen die beeindruckenden pyramidenförmigen Tore, die bis wir schon vom Hoteldach erspäht haben. Bis zur Spitze sind sie dicht an dicht mit unzähligen bunten Figuren aus der hinduistischen Mythologie ausgestattet. Die farbige Gestaltung ist dem Originalzustand allerdings nur angenähert. Sie geht auf eine Befragung der Bevölkerung zurück, die den ursprünglichen Zustand zurückhaben wollte.

Danach ein kleiner Rundgang durch die Altstadt, in deren Mitte der Tempel liegt. Durch die schmalen, lärmigen Straßen ist kaum ein Durchkommen. Jeder kämpft gegen jeden, doch irgendwie scheint alles zu funktionieren. In einem Restaurant, wo wir einen kleinen Imbiss zu uns nehmen, setzt sich ein deutscher Rentner zu uns und befragt uns nach Reisetipps. Er

ist allein unterwegs, reist sieben Wochen lang durch Indien. Eine angenehme Erscheinung in seinen Shorts: einfach gestrickt, doch neugierig und aufgeschlossen, erschließt er sich das Land auf ganz eigene Weise. Als wir bezahlen wollen, bleibt der Kellner hinter uns stehen und beobachtet misstrauisch, was wir in die Mappe legen. Mit 20 INR ist er angesichts der Rechnung von 300 INR

nicht zufrieden, doch mehr Kleingeld hat F. nicht. Wir haben schon in Mamallapuram begriffen, welche immense Bedeutung das Trinkgeld in diesem Land hat und dass die Erfahrungen mit Touristen nicht die besten sind. Ob er allerdings mit so viel Aufdringlichkeit seine Kasse aufbessern kann?

Nach der kleinen Pause fühlen wir uns für den Tempelbesuch gerüstet. Die gigantischen Ausmaße des Tempels sind uns schon bei der Umrundung deutlich geworden. Im Ursprung auf das



Anbetungswürdiger *Lingam*.

13. Jahrhundert zurückgehend, hat er, der zu den ältesten Hindutempeln Indiens und zu den größten Tempelanlagen des Landes zählt, seine heutige Gestalt im Wesentlichen im 16. und 17. Jahrhundert erhalten. Auf 6,2 Hektar Grund umfasst er eine rechteckige Fläche von 258 × 241 Metern. Bevor wir den Bau betreten, müssen wir unsere Schuhe abgeben, die in einen Beutel gepackt und in einem offenen Regal abgelegt werden. Auch unsere Fotoapparate müssen wir hinterlegen. Mit Handys darf jedoch fotografiert werden. Allerdings versäumen wir, die Gebühr zu entrichten, sind deswegen während des ganzen Aufenthalts im Tempel unsicher, wenn wir fotografieren. Doch niemand stört sich daran und alle anderen fotografieren auch.

Bevor wir den Kern des Tempels erreichen, passieren wir den Tempelteich, die Gläubigen lagern auf den Treppen. Schnell werden wir zu einem Teil der Menge, die uns wie ein Sog ins Innere des Heiligtums zieht. Ein gigantischer Eindruck, ich denke an den Petersdom in Rom, aber was wir hier sehen, ist unvergleichlich gewaltiger. Unzählige Gläubige, Einzelbesucher, Familien, auch viele Gruppen durchstreifen die breiten, hohen Gänge, die sich auf schwer zu erschließende Weise kreuzen und in verschiedene Richtungen

verzweigen. Funzliges, vielfarbig schimmerndes Licht und der schwere Geruch der Räucherkerzen tauchen sie in eine düstere, unwirkliche Atmosphäre. Für einen Gläubigen müssen Ausstrahlung und Dimension der Gänge und Räume mit ihren Heiligtümern, ihren Lichtern und Gerüchen und den Massen gleichgesinnter Pilger eine gewaltige suggestive Kraft ausstrahlen. Auf mich wirkt das alles faszinierend fremd, mit einem Hauch von Bedrohlichkeit. Unangenehm ins Auge stechen besonders die Gruppen junger Männer, die in ihren schwarzen *Lunghis* und den nackten,

von schweren Holzketten bedeckten Oberkörpern wie aufgeputzt wirken. An den Schnittpunkten der Gänge versammeln sich die Gläubigen vor den heiligen Hinduschreinen. Auch in den Gängen sieht man, in Nischen eingelassen und durch Gitter gesichert, Figuren der Hindu-Mythologie, vor denen einzelne Gläubige andächtig verweilen. Ich konzentriere mich auf die reichlich vertretenen *Lingams*.

Abends folgen wir dem Tipp unseres Reiseführers, der uns ein Restaurant auf dem *rooftop* eines Hotels ans Herz legt. Wir brauchen eine ganze Weile, bis wir die Straße finden, in der ein schickes, modernes Hotel neben dem anderen steht. Weniger schick ist der klapprige Fahrstuhl, zu dem uns der



Näher auf dem Schneidermarkt (Foto: F.)

Portier leitet – am nächsten Tag werden wir feststellen, dass man über das Hotelfoyer einen viel besseren erreicht. Oben ist kaum etwas los, aber das ist uns egal. Für mich gibt es ein sehr leckeres, in Paprikagemüse gebettetes Huhn und im Gegensatz zur Tristesse von gestern gibt es auch Bier. Allerdings sind nur die ersten drei Flaschen gekühlt. Der nette Kellner träumt davon, nach Europa zu reisen. Das sei jedoch zu teuer, dafür müsse man ewig arbeiten. Er sieht auch keine Chance, dort Arbeit zu finden.



Die Pracht der indischen Stoffe (Foto: F.)

Mittwoch, 20. Dezember 2017. Madurai.

15 Minuten vor der vereinbarten Frühstückszeit klopf der Boy an unsere Zimmertür, wann wir denn kämen. Vermutlich lauerte er schon vor der Tür. Als wir ungehalten reagieren, ist er sichtlich bestürzt. Heute haben wir nichts Besonderes mehr vor. Wir beschränken uns darauf, einen Rundgang um den Tempel zu machen, weil wir da fern vom Straßenlärm der Altstadt sind.

Gegenüber dem Westeingang befindet sich in einem umgewidmeten Tempelbau ein quirliger, großer Schneidermarkt. An den engen, düsteren Gängen drängeln sich die Läden, die Kleidung, Stoffe und Zubehör verkaufen. Schneider arbeiten an ihren Nähmaschinen. Ab und zu werden wir angesprochen, aber nie aufdringlich. In einem der Läden begutachtet F. Stoffe.

In einem düsteren Restaurant nehmen wir ein kleines Pilzgericht zu uns, nachdem wir zuvor in einem sehr indigenen kleinen Lokal vor dem Dreck und den nur auf Tafeln angeschriebenen Gerichten kapituliert haben. Noch mal suchen wir den Schneidermarkt auf. Als der nette Stoffverkäufer uns wiedererkennt, ver-



Sie verkauften uns Stoffe ... (Foto: F.)

wandelt sich seine Freundlichkeit in pure Devotion. Neben ihm bedient eine sympathische junge Frau von verschmitzter, selbstbewusster Freundlichkeit. Sie entwirft die Dessins der Stoffe. Mit Wohlwollen beobachtet sie, wie ich F's Schals herunterhandle. Für 1 100 statt 1 300 INR kauft F. zwei Seidenschals.

An den Eingängen zum Tempel drängeln sich jetzt die Menschen, die auf Einlass warten. Ein farbenfrohes Bild, weil die Gruppen meist einheitlich gekleidet sind.

Auf dem Weg zurück zum Hotel gelangen wir in eine schmale Gasse, die, vom Pilger- und Touristentrubel kaum berührt, den Armen gehört. Auf der Straße werden Hühner geschlachtet.

In unserem *rooftop*-Restaurant freut sich der Kellner, dass wir wiedergekommen sind, und begrüßt uns gleich mit der Info, dass er Bier kalt gestellt habe. Gestern sei er ganz traurig gewesen, dass er nur noch warmes hatte. Zum Abschied schiessen wir Selfies mit ihm.

Donnerstag, 21. Dezember 2017. Madurai – Abfahrt.

Um 11.30 Uhr checken wir aus, nicht ohne noch einen bemerkenswerten Auftritt unseres Boys zu erleben. Als wir es mit Hinweis auf *booking.com* ablehnen, einen *Feedback*-Bogen auszufüllen, dreht er unter einem hysterischen, nicht enden wollenden Redeschwall fast durch. Schließlich greift er zum Handy und ruft den Besitzer an. Mit keifender, sich überschlagender Stimme reicht er uns das Gerät: Wir möchten bitte direkt mit seinem Chef sprechen!



Abschied von Madurai ...

Erst unser energisches Nein beendet den Auftritt. Wir lassen uns aber nicht abhalten, ihm zum Abschied ein gutes Trinkgeld zu geben – in indischer Währung.

Vor dem Hotel halten wir ein *Tuk-Tuk* an. Der Fahrer versteht nicht, wo wir hinwollen, ein Passant muss ihm unser Ziel erläutern.

Der Bahnhof *Madurai Junction*: modern, sehr sauber. Wir kommen um die Mittagszeit an. Während der langen Wartezeit beobachten wir das Treiben auf dem Bahnsteig. Die etwas besser situierten Männer tragen Hose und darüber ein kurzärmliges Hemd. Das traditionelle Gegenstück



Der Bahnhof von Madurai.

dazu ist der um die Beine geschlungene *Dhoti*, den viele bei der Hitze so hochbinden, dass die Beine bis kurz unterm Schritt frei bleiben. Abgesehen davon, dass er vielleicht auch eine konservativere Gesinnung anzeigt, ist er offensichtlich das Kleidungsstück der ärmeren Bevölkerung, was oft schon am stark verdreckten Zustand zu erkennen ist. Häufig wird er direkt zum Schneuzen verwendet. Viele der ärmeren Männer tragen mächtige Schnauzbärte, die auf skurrile Weise hochgebürstet werden. Die Älteren, darunter

viele Rikschafahrer, schmücken oft Zottelbärte. Frauen, die zu einer Familie gehören, kleiden sich meist in farbllichem Gleichklang.

Während wir warten, fahren mehrere schier endlose Züge der niedrigeren Klassen ein. Mit ihren kleinen, vergitterten Fenstern sehen sie wie rollende Gefängnisse aus. Getränke- und Essensverkäufer gehen laut rufend an den Wagen vorbei. Ihre Behälter lassen sich praktischer Weise in die Fenstergitter einhängen. Wir versorgen uns mit einem Schälchen *Birhani*, in dem wieder ein Ei liegt. Der Verkäufer muss lange laufen, um unsere Bitte nach Löffeln zu erfüllen, die Inder essen den Reis mit den Händen. Während F. sich den Bahnhof anschaut, bittet mich ein Mann, der noch etwas besorgen will, auf seine Frau acht zu geben.

Um 16.15 Uhr rollt unser Zug ein. Inzwischen ist es mit kaum 20 Grad kühl geworden, ein starker Regen hat eingesetzt. Die Zugaufteilung ist durch elektronische Anzeigen auf dem Bahnsteig, die die Haltepunkte der Wagen kennzeichnen, sehr transparent, wir finden unseren Waggon sofort.

Wir steigen in einen düsteren Gang von klaustrophobischer Enge. Dunkelrote, abgegriffene Vorhänge verhüllen die Abteile. Unsere Plätze liegen weit auseinander. Ein Mann in Jogginghose, der sich später als Bankangestellter herausstellt, erklärt sich jedoch gleich zu einem Tausch bereit. Er war uns schon auf dem Bahnsteig aufgefallen, wo er unentwegt zu Popmusik heruntänzelte. Sein Platz links vom Gang, anders als die Abteilplätze auf der rechten Seite in Fahrtrichtung ausgerichtet, ist der ideale Schlafplatz und ich bin froh und dankbar, dass F. ihn mir überlässt. Zunächst bleiben wir aber in ihrem Abteil gegenüber, in dem eine Mutter mit Kind und ihre Begleiterin Platz gefunden haben. Die Mutter, schwerst erkältet, röchelt unaufhörlich, die Begleiterin hat eine schwere Gehbehinderung. Sie sind sehr freundlich, bieten uns Kekse und später eine Guave (?) an, die mit einer scharfen Würze sehr lecker schmeckt. Bei einem der unentwegt durch die Wagen laufenden Verkäufer versorgen wir uns noch mit zwei *Chapati*, das sind sehr schmackhafte, zu Rollen gedrehte Fladen, die, mit Limettensaft gewürzt, in eine leckere Soße aus Linsen getunkt werden. Lange Zeit haben wir noch eine gute Sicht nach draußen.



Rechts: 2 Schlafplätze längs übereinander.
Links: 4 Schlafplätze quer, je 2 übereinander
(Foto: F.).

Ein Paar kommt den Gang entlang, der Mann flezt seine Tasche auf mein Bett, das F. schon gemacht hat. Als F. protestiert, macht sie ein junger Mann darauf aufmerksam, dass die beiden auf einer Warteliste stünden und nur mal kurz sitzen wollten. Allerdings waren genug andere Plätze

frei. Immer wieder kommen Leute, die für eine kurze Wartezeit in F's Abteil geparkt werden. Womöglich hätten wir also auch ohne Vorbuchung eine Chance gehabt, Plätze in diesen scheinbar voll belegten Zügen zu bekommen.

Nach dem Ausstieg der Dreiergruppe zieht oben in F's Abteil ein hilfsbereiter Mann ein, der sie während der ganzen Fahrt über die noch anstehende Reisezeit auf dem Laufenden hält – eine wertvolle Hilfe, da die von mir erstellten Fahrplanausdrucke keine verlässlichen Zeiten angeben. Weniger schön ist, dass ein anderer Mitreisender, ein junger Mann, während der ganzen Nacht laut schnarcht.

Meine Schlafstatt lässt sich mit Vorhängen gut zum Gang abschotten. Nachdem ich mich in meine geschützte Höhle zurückgezogen habe, schlafe ich erstaunlich gut. Mit meinem Anorak, den ich zusätzlich zur leichten Decke mit manchmal viel Gewurschtel über mich breite, kann ich mich halbwegs gegen die Zugluft und die zunehmende Kühle schützen. Freilich gibt es bei jedem Halt viel Lärm und Gewusel auf dem Gang.

Falangs haben wir in unserem Zug nicht gesehen.

Freitag, 22. Dezember 2017. Fort Kochi.

Fort Kochi, das mit Ernakulam und Mattancherry die Stadt Kochi bildet, haben wir ausgesucht, weil es gut in unsere Route passt und ein schönerer Ausgangspunkt zu den *Backwaters* zu sein scheint als die üblichen Ablegeorte Kollam, Alappuzha oder Kottayam. Mich faszinierte auch die koloniale Vergangenheit. Als

die Portugiesen Kochi 1503 eroberten, stießen sie auf eine Stadt mit einer langen Tradition des Handels. Arabische Händler luden hier vor allem Gewürze auf. Nichts spiegelt die Bedeutung der Stadt für Westindien mehr als die Bezeichnung als „Königin des Arabischen Meeres“. Heute ist Kochi eines der meistbesuchten Ziele des internationalen Tourismus im Bundesstaat Kerala. Außer Spuren der Geschichte hoffen wir auch Möglichkeiten zum Baden zu entdecken. Zeit genug haben wir, da wir wegen der Weihnachtsfeiertage fünf Tage hier verweilen wollen.



Fort Kochi: Stillleben mit Melone und Pillendose (Foto: F.)

Unser Ziel, die *Ernakulam Junction* im größten Stadteil Kochis, erreichen wir statt um 3.50 Uhr mit knapp einstündiger Verspätung. Zu dieser frühen Morgenstunde ist bereits viel Betrieb im Bahnhof. Problemlos finden wir ein Taxi, das bereit ist, die lange Strecke nach Fort Kochi zu fahren. 550 INR berechnet der Chauffeur für die Fahrt, die über zwei Brücken führt. Unser Quartier hatten wir schon vorgebucht. Der Fahrer fährt uns in einen etwas abseitigen, verwinkelten Teil des Orts, findet sich da jedoch nicht zurecht und muss am Ende einen Hotelangestellten herbei telefonieren. Der junge Mann lotst uns mit seinem Motorrad zum Hotel, das um diese frühe Stunde völlig ausgestorben ist. Er teilt uns ein Zimmer zu, das, wie wir nach einiger Zeit

begreifen, offenkundig für Einzelreisende bestimmt ist. Egal, jetzt fallen wir erst einmal in einen tiefen Erholungsschlaf.

Am Morgen entschuldigen sich die Angestellten, sichtlich peinlich berührt, für die irrtümliche Zimmerzuteilung. Selbstverständlich könnten wir umziehen. Erst jetzt nehmen wir wahr, wo wir



gelandet sind. Das Hotel wird von Katholiken geführt. Im Eingangsbereich begrüßt ein kleiner Altar die Gäste, dazu erklingen auf Englisch wohlvertraute Weihnachtslieder. Zum Frühstück, das wir für 10 Uhr bestellt haben, sitzen wir allein in einem lichten, kleinen Raum im Erdgeschoss, bedient von freundlich um uns bemühten Angestellten. Zum üblichen Toastbrot gibt es diesmal Spiegeleier und

einen Teller mit köstlich frischer Wassermelone. Als wir noch einen Obstsaft bestellen, sehen wir kurz darauf durchs Fenster, wie sich dafür jemand auf den Weg macht. Der frische Ananassaft,

der uns gerade noch zum Abschluss des Frühstücks erreicht, musste extra für uns geholt werden.



Nach dem Zimmerwechsel ein erster Rundgang durch die Stadt. Unser Hotel liegt tatsächlich etwas abseits in einem wahren Labyrinth von schmalen, kaum befahrenen Gassen. Im Zentrum überschaubarer Verkehr. Schöne alte, oft weiß ge-

Koloniale Überlieferung in Fort Kochi.

tünchte herrschaftliche Villen, aber auch viel Geschäftsbetrieb mit Restaurants und kleinen Touristenläden, die Klamotten, Stoffe, Schmuck und Kunsthandwerk anbieten. Man spürt schnell, dass dies ein beliebter Touristenort ist. Es gibt viel mehr *falangs* als in Mamallapuram und Madurai, doch wir sehen auch viele indische Touristen.

Für Sonntag, Heiligabend, buchen wir gleich eine achtstündige Tour durch die *Backwaters*, die uns zusammen 1 700 INR kostet.

Immer wieder bieten uns Tuk-Tuk-Fahrer Rundfahrten zu den Sehenswürdigkeiten von Fort Kochi und Mattancherry an. Einige versprechen uns ein *chrismas cake*, wenn sie uns, selbstverständlich kostenlos, zu einem bestimmten Geschäft fahren dürften. Darauf verzichten wir gern,



wobei die meisten Fahrer zurückhaltend und höflich sind. Einige machen auch ihre Späßchen und nehmen sich selbst nicht ganz ernst dabei.

Dann zum Fischerhafen. Lebendiger, authentischer Fischereibetrieb. Ein Betonsteg führt an den Auslagen der Fischer und anderen Ständen vorbei. Dahinter, getrennt durch einen Strandstreifen voller Dreck, liegen die Boote am Ufer und dort sind auch die berühmten chinesischen Fangnetze zu sehen.

Die fest installierten Netzkonstruktionen sind bis zu 10 m hoch. Große Steine bilden die Gegengewichte zu den Netzen, für deren Einholung bis zu 6 Männer benötigt werden. Zwei Welten stoßen hier aufeinander: Die harte Arbeit der Fischer kann man förmlich riechen, und am Ufer entlang flanieren die Touristen in ihren schmucken Freizeitgewändern. Die erbeuteten Fische können sie sich direkt vor Ort braten lassen. Dazu gibt es Bier, getarnt in Teekannen, vor dem allerdings der Führer wegen der hygienischen Mängel eindringlich warnt. Wir legen lieber eine Pause in einem belebten offenen Restaurant am zentralen Platz des Orts ein.



Die erbeuteten Fische können sie sich direkt vor Ort braten lassen. Dazu gibt es Bier, getarnt in Teekannen, vor dem allerdings der Führer wegen der hygienischen Mängel eindringlich warnt. Wir legen lieber eine Pause in einem belebten offenen Restaurant am zentralen Platz des Orts ein. Bier, erzählt man uns auf unsere vorsorgliche Frage, gebe es hier wegen der gegenüberliegenden Schule nicht. Dann werden wir hier abends leider auch nicht essen gehen können ...

Gleich danach zerstiibt auch unsere Hoffnung auf eine Bademöglichkeit. Hinter dem Fischerhafen gab es wohl mal so etwas wie einen kleinen Ba-

Am Fischerhafen, oben im Hintergrund die chinesischen Netze.

destrand, den der Tsunami von 2004 jedoch völlig zerstört hat. Heute findet man nur noch Geröll und abgerissene Äste, niemand badet da mehr.

In der Hauptgeschäftsstraße entdeckt F. ein interessantes kleines Musikgeschäft. Der junge Händler, angetan mit Armeejeans, stammt aus Nordindien, wo seine Familie die Instrumente, die er verkauft, selbst baut. Er strahlt ein beeindruckend intensives Gefühl für seine Musik aus, wenn

er spielt, bekommen seine Gesichtszüge einen weichen, abwesenden Zug. F. ist fasziniert und kauft für fast 300 EUR ein *Hangdrum*, das mit Händen oder kleinen Klöppeln zu bespielen ist. Dazu bietet er ihr kostenlosen Unterricht an – 20 Minuten pro Tag, solange wir in Fort Kochi sind.



Musikalienhändler mit *Hangdrum* (Foto: F.)

Abends in ein großes, offenes Hotelrestaurant an der viel befahrenen, parallel zum Hafen verlaufenden Hauptstraße, die in Richtung Mattancherry aus dem Stadtteil herausführt. Im Fernsehen läuft britischer Sport. Der *butterfish* für 1 500 INR ist bei Weitem nicht so perfekt auf den Punkt gebraten wie in Mamallapuram. Hergelockt hatte uns eine große Bierwerbung, die wir beim Vorbeifahren gesehen hatten. Bier steht sogar auf der Karte.

Den Rest des Abends hätten wir gern auf unserem winzigen Balkon verbracht,

doch das scheitert an den Mücken, die mich trotz der Schutzgitter vor den Fenstern auch in der Nacht kräftig stechen. Schlaf finde ich erst, nachdem ich mich eingecremt habe. F. bleibt wie immer unbehelligt.

Samstag, 23. Dezember 2017. Fort Kochi.

Zum Frühstück gibt es 8 Scheiben Toast, Butter und Marmelade und für jeden ein Spiegelei. Heute steht der Ananassaft gleich auf dem Tisch, dafür fehlen Früchte. Für morgen bestellen wir wieder welche.



Der Bischofssitz von Kochi.

Einer der Angestellten bietet uns eine Massage an. Er ruft auch gleich an, als wir nach dem Preis fragen, muss dann aber laut lachend feststellen, dass der Laden zugemacht hat.

Entspannter, heute jedoch gezielter Spaziergang durch den Ort. Der schöne alte Bischofssitz, der zum Teil Museum ist, liegt etwas erhöht in einer verträumten, von Mauern geschützten, mit Bananen und Kokospalmen bestandenen Parkanlage. Neben dem Haupteingang ist

eine große Krippe aufgebaut, Weihnachten steht vor der Tür. Vor einem mit Lametta geschmücktem Baum schießen wir ein paar Selfies für unsere Festtagsgrüße.

Der 1724 eingeweihte Holländische Friedhof, nicht weit vom Bischofssitz entfernt, ist abgesperrt, weil, wie uns ein Passant erzählt, die Einheimischen da immer äßen und tranken. Holländer und

Briten sind da begraben. Über die verwitterte Umfriedung hinweg lassen sich Fotos von den halb zerfallenen Grabsteinen machen, doch gelingt es mir nicht, eine Inschrift einzufangen.

Die Hitze ist gut erträglich, da es nicht schwül ist. Trotzdem freuen wir uns über das kleine, offene Restaurant am Straßenrand, wo uns ein erfrischender Saft erquickt. Im Hintergrund eines



Blick über den Holländischen Friedhof.

großen Grundstücks eine weiß getünchte koloniale Villa von eher bescheidenen Ausmaßen, wir vermuten dennoch einen wohlhabenden Besitzer. Die protestantische *St. Francis-Kirche*, die älteste europäische Kirche Indiens, deren portugiesisch geprägte Ursprünge auf das Jahr 1503 zurückgehen, finde ich wenig bemerkenswert. Ein Denk-

mal der Kolonialgeschichte, wirbt sie mit dem Grab Vasco da Gamas, der 1524 in Kochi starb. Seine sterblichen Überreste befanden sich allerdings nur kurze Zeit hier, schon bald nach Vascos Tod wurden sie nach Portugal verschifft.

Die auf das Jahr 1505 zurückgehende, in rekonstruierter Form 1905 eingeweihte katholische *Santa Cruz Basilika* ist mit buntem Flitter geschmückt, auch hier naht Weihnachten. Wir ziehen es vor, draußen zu bleiben. Nicht weit entfernt ein kleiner Straßentempel mit einer scheußlichen Statue von *Mutter Teresa*. Das neugeborene Kind, das sie im Arm hält, sieht so grün aus, als lebte es nicht mehr.



St. Francis Church:
Das leere Grab Vasco da Gamas.

Während F. ihre erste Übungsstunde nimmt, verweile ich in dem schönen, offenen Restaurant im Zentrum. Ich bestelle *Pancakes*, die in Erinnerung an die Engländer zum Standardangebot vieler Restaurants gehören. Doch meine irre Erwartung, um diese Jahreszeit frische Erdbeeren zu bekommen, wird enttäuscht. Die Erdbeerfüllung entpuppt sich als Marmelade.

Von einem Tuk-Tuk lassen wir uns durch eine enge, mit Gewürz-, Tee- und Kräuterläden und offensichtlich auch vielen Großhändlern vollgestopfte Straße nach Mattancherry bringen, dem früheren Zentrum des portugiesischen Gewürzhandels an diesem Teil der Küste. Es ist erstaunlich, wie es die Tuk-Tuks schaffen, einen heil durch den Verkehr zu lavieren. Sie nutzen jede Lücke aus, springen kreuz und quer von links nach rechts und von rechts nach links, um haarscharf genau da reinzustoßen, wo sich gerade ein Loch auftut, und oft sind es nur haarfeine Milimeterabstände, die ihr Gefährt vom überholten oder

entgegenkommenden Verkehr oder auch von den Fußgängern trennt, die leichtsinniger Weise die Straße benutzen.

Die Besichtigung des äußerlich wenig ansprechenden Palasts von Mattancherry sparen wir uns, schlendern stattdessen über die Hauptstraße des Orts, vorbei an den Läden, die Antiquitäten, Kunsthandwerk und Stoffe verkaufen und viel interessanter wirken als alles, was wir in Fort Kochi an Geschäften gesehen haben. Man spürt noch die jahrhundertalte



Geschäftsauslage in Mattancherry (Foto: F.)

Händlertradition. Immer wieder werden wir angesprochen, immer freundlich, manchmal ein wenig selbstironisch, das Versprechen "later" kennen sie schon von den Touris. Alle locken mit demselben Slogan: *Only look, no buy*. Nur einer variiert: *Come in, No blabla ...*



Die Synagoge im Judenviertel.

Weiter ins alte Judenviertel. Die schlichte Synagoge am Ende der Straße ist am heutigen Sabbath geschlossen. Auf dem Rückweg bleiben wir in einem Stoffladen hängen und geraten in ein ungewöhnlich intensives Gespräch mit dem Besitzer. Er erzählt uns, dass hier nur noch eine Handvoll Juden lebten. Er selbst stammt aus dem Kaschmir. Er klagt darüber, dass die Geschäfte noch immer unter dem Tsunami von 2004 litten. Am Ende kaufen F. fünf Schals für 17 000 und ich ein Hemd, das er von 1 800 auf 1 500 INR reduziert, nachdem ich vergeblich versucht hatte, F's Schals auf 15 000 INR zu drücken. Beim Handeln können wir ihnen nicht das Wasser reichen. Danach setzen wir unser Gespräch bei einer Tasse Tee fort, die uns eines der dienstbaren Geister bringt. Er glaubt, ich sei schon öfter in Indien gewesen, weil ich so entspannt dasäße, und wundert sich nicht, als ich meine Asienreisen erwähne. F. fragt ihn nach den Kopfbewegungen für „ja“ und „nein“. Sie seien typisch nur für Indien, erläutert er und lässt sie von einer Angestellten vorführen. Zum Schluss lädt er uns zu sich nach Hause in den Kaschmir

ein, gibt uns seine Telefonnummer und bietet uns jede Hilfe an, falls wir irgendwelche Probleme bekommen sollten. F. schickt ihm später noch eine *WhatsApp* mit einem Bild von mir im neuen Hemd.

Zurück wieder per Tuk-Tuk. Den ersten Fahrer lassen wir stehen, als er sich nicht davon abbringen lässt, uns kostenlos zu einem Geschäft fahren zu wollen. Der zweite fährt uns hinterher, nachdem er uns erst für 40 statt 60 INR nicht fahren wollte, und wir einigen uns auf 50 INR. Auch er will uns zu einem Geschäft schleppen, begreift jedoch schnell, dass wir das ablehnen. Um 17 Uhr sind wir zurück im Hotel.

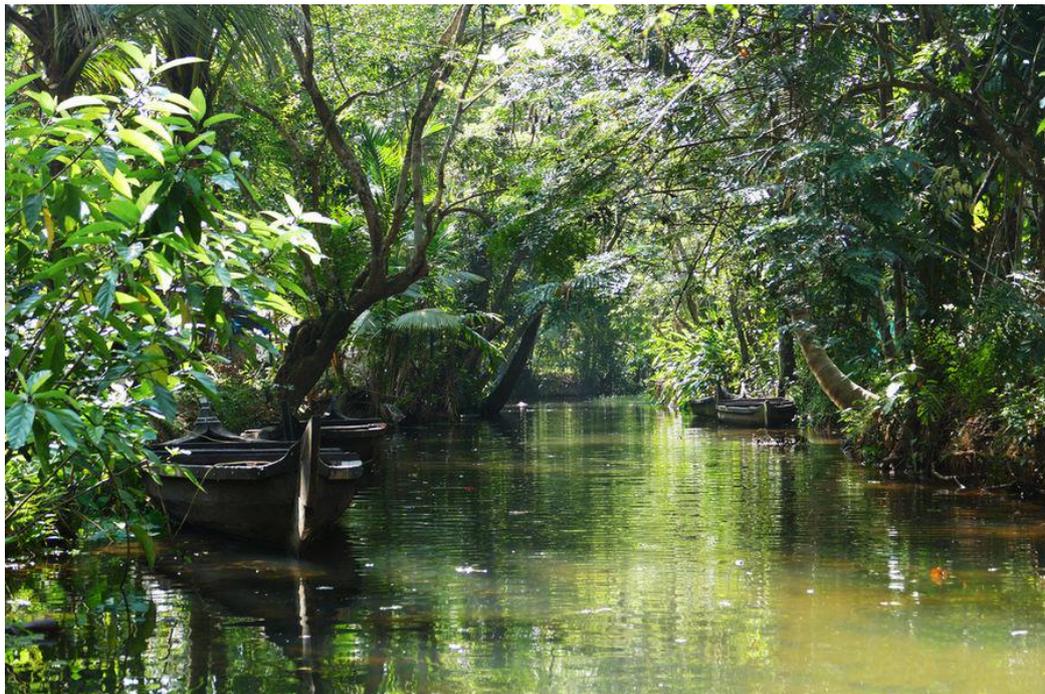
Abends in ein großes, sehr belebtes Restaurant direkt am Meer namens *Seagull*. Wie das gestrige ist es eines der wenigen im Ort, wo es Bier gibt und auch offen dafür geworben wird. Wir bekommen nur noch einen Platz in der Nähe des Ausgangs, wo in einer Ecke, wohl um den fehlenden Meeresblick zu kompensieren, ein Weihnachtsmann Saxophon spielt. Ich esse köstlich gewürzte kleine Hühnerstücke in einer dunkelroten, sehr pikanten Limettensauce. Später setzen sich drei Inder aus Darjeeling an unseren Tisch, mit denen sich, bevor sie gehen, ein kurzes Gespräch entwickelt. Die beiden Männer und die schick gestylte Frau, die einen deutlichen chinesischen Einschlag haben, gehören offensichtlich zur IT-Elite. Sie arbeiten für eine große Firma in Bangalore und machen hier gemeinsam Urlaub. Zum auch in unseren Augen ungewöhnlichen Angebot von Rindfleisch auf der Karte sagen sie, so etwas sei im Norden undenkbar.



Er führte uns durch die *Backwaters* ...

Sonntag, 24. Dezember 2017. Fort Kochi/Backwaters.

Heute an Heiligabend die Tour durch die *Backwaters*. Um 8.15 Uhr werden wir im Hotel abgeholt. Mit uns ist eine Gruppe von Indern unterwegs, die sich aus mindestens drei Generationen zusammensetzt. Die Familienmitglieder leben in der ganzen Welt verstreut, in Nordindien, Hong-

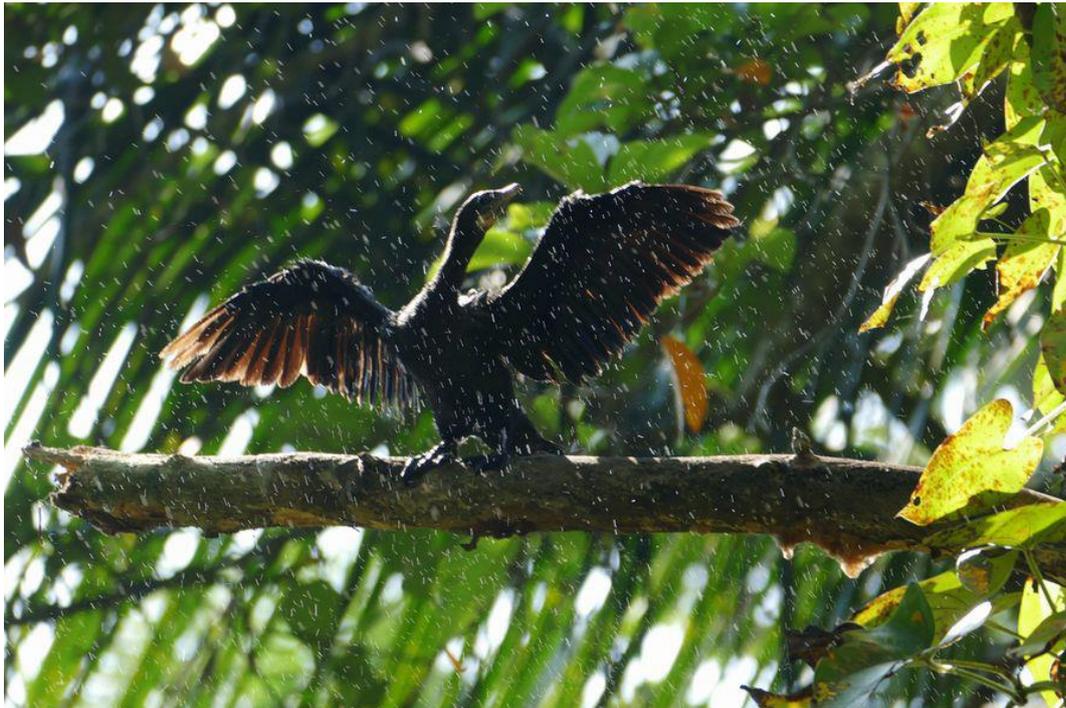


konk, den USA und Frankfurt am Main, und haben sich hier für eine gemeinsame Woche Urlaub verabredet.

Mit den drei Booten, die wir für unsere Gruppe brauchen, biegen wir vom Hauptarm, auf dem unsere Fahrt be-

ginnt, in ein winziges Flüsschen ab, über das die Boote gestakt werden. Es ist eine verträumte Fahrt, in dem von dichtem Wald gesäumtem Fluß spiegeln sich der Himmel und das Laub der Bäume. Doch der Eindruck täuscht, es ist keine menschenleere Gegend. Immer wieder sehen wir

Häuser am Ufer und es sind keine Hütten. Sie sind aus Stein gebaut und wirken auch nicht ärmlich. Frauen waschen Wäsche und alles Mögliche im Wasser, Kinder winken uns zu. Irgendwann



legen wir an und unser Führer, eine schlaksige, dürre Gestalt mit verwittertem, ausdrucksstarkem Gesicht, signalisiert uns auszusteigen. Während eines kleinen Gangs durch den Wald er-

teilt er uns eine botanische Lehrstunde. Mit reicher Gestik und akkuratem Englisch erläutert er die Gewürz- und Nutzpflanzen, die am Wegesrand gedeihen. Wir sehen Pfeffer, Muskat, Nelken,



Papaya, Green Chili, Ingwer, Lorbeer, Zimt, Tamarinde, Pomelo, Limetten und Thumbai, eine für medizinische Zwecke und auch gegen Insektenstiche und Schlangenbisse genutzte

Pflanze. Vor einem Haus machen wir Halt. Eine Frau demonstriert uns, wie man aus getrockneten Kokosnüssen starke Seile dreht, für die Menschen hier ein offensichtlich nicht unbedeutender Geschäftsweig. Der Führer erzählt uns, dass sich hierzu am Ort eine Kooperative gegründet habe. Mit ihrem Handwerk leiste sie eine wichtige Zuarbeit für die große Industrie.

Dann geht es wieder zum Fluß zurück. Vom steilen Ufer aus gestaltet sich der Einstieg in die Boote dramatisch: Den beiden Alten in der indischen Gruppe gelingt es nur mit größter Mühe



Seile aus alten Kokosnüssen.

und nur mit Hilfe der anderen Gäste, in ihr Boot zu steigen. In der Station am Hauptfluß ist alles fürs Mittagessen bereit. Wir sitzen unter einem Dach um einen großen, länglichen Tisch herum, auf dem uns auf Bananenblättern ein reichhaltiges, sehr leckeres Essen angeboten wird. Die Bootsführer servieren es selbst. Zu Gemüse aus Kartoffeln und Tamarinde und später noch Bohnen und Paprika gibt es frittiertes Brot, Keralareis und eine Linsensoße, in die Kokos geraspelt wird, dazu einen Klecks

Soße von einer Schärfe, die nicht von schlechten Eltern ist. Als Nachtisch werden Bananen und süßer Milchreis gereicht. F. schafft es, den ländlichen Gepflogenheiten folgend, mit der rechten Hand zu essen. Ich lasse mir lieber Besteck reichen, das vorsichtshalber für die Fremden bereitgehalten wird.

Der zweite Teil der Fahrt, der am Nachmittag folgt, ist weniger spannend. In einem großen, überdachten Boot, in dem die ganze Gruppe Platz findet, schippern wir beschaulich, auf Dauer aber auch etwas eintönig nur noch den Hauptarm entlang, die Landschaft ändert sich kaum noch. Zur Ablenkung führt uns der Bootsführer vor, wie man korrekt stakt. All das wirkt, als versuche man



Essen vom Bananenblatt.

krampfhaft, die Tour auf acht Stunden hochzutrimmen, um den Preis und die lange Anfahrt rechtfertigen zu können. Nach einer reichlich verwegenen Rückfahrt im Bus sind wir um 16.30 Uhr zurück im Hotel.

Zu Hause sehe ich auf meinem Handy eine Nachricht, die mich in ungläubiges Staunen versetzt. Mir wird ein Lottogewinn über 7 777 EUR angezeigt.

Siebentausendsiebenhundertsiebenundziebzig Euro, und das ausgerechnet an Heiligabend! Was für ein Weihnachtsgeschenk, und ganz ohne Christkind und Tannenbaum! Es ist auch das einzig halbwegs Weihnachtliche an diesem Tag, bei der Hitze kommt ansonsten keinerlei Gefühl von Festtag auf. So richtig anfreunden kann ich mich nicht damit, zum Jahreswechsel während der

Feiertagswoche auf Weltreise zu sein, zumal der Frühling weit entfernt sein wird, wenn wir zurückkommen. Seit unserer Ankunft erleben wir hier ein klares, trockenes Sommerwetter mit Tagstemperaturen von über 30 Grad.



Auf der Seepromenade in Ernakulam.

In demselben Restaurant wie gestern bekommen wir diesmal einen guten Platz direkt am Wasser. Ich esse wieder Huhn in einer scharfen Soße, F. lässt sich gegrillte *Prawns* servieren.

Abends auf dem Weg zum Restaurant erstmals Ärger mit Tuk-Tuk-Fahrern. Der Erste will gar nicht erst indisches Geld, sondern fordert gleich drei US-Dollar ein, was etwa 200 INR entspricht. Wir lassen ihn stehen. Dann erwischen wir einen überdrehten Jungspund, der während der Fahrt ohne Unterlass so aufdringlich quatscht, wobei er sich ständig mit nur einem Arm am Steuer zu uns umdreht, dass ich ihn grob anfare, er möge sich bitte auf die Strecke konzentrieren. Im sel-

Montag, 25. Dezember 2017. Fort Kochi.

Am ersten Weihnachtstag steht ein Ausflug nach Ernakulam, dem größten Stadtteil von Kochi, auf unserem Programm. Auf dem Weg zum Hafen treffen wir den Musikalienhändler. Er klagt über die schlechten Geschäfte, musste gerade auch eine hohe Miete abdrücken – 20 000 INR.



Sie wollten so gern fotografiert werden ...

Am ersten Weihnachtstag steht ein Ausflug nach Ernakulam, dem größten Stadtteil von Kochi, auf unserem Programm. Auf dem Weg zum Hafen treffen wir den Musikalienhändler. Er klagt über die schlechten Geschäfte, musste gerade auch eine hohe Miete abdrücken – 20 000 INR.

Zuhause sei das Leben viel billiger, doch dort gebe es keine Möglichkeit, Geschäfte zu machen. An der Fährstation getrennte Schalter für die Geschlechter, jeder darf maximal drei Tickets kaufen. Die Männer sind in der Überzahl, deshalb versuchen viele, Frauen zu finden, die die Karten für sie kaufen. Die Fahrt kostet uns zusammen 8 INR, die 2 INR Rückgeld behält die Verkäuferin einfach zurück. Bei der Rückfahrt dasselbe Spiel.

Während der zwanzigminütigen Fahrt baut sich vor uns langsam die Hochhauskulisse Ernakulams auf. Im Dunst liegt ein großes Kreuzfahrerschiff. In Ernakulam keine Lust, in die Stadt zu gehen. Wir beschränken uns darauf, über die wunderbar breite Promenade zu flanieren, die sich am Meer entlang zieht, unterbrochen von zwei Fußgängerbrücken, die kleine Flüsschen überspannen. Hier geht man spazieren, Gruppen, Familien, ein entspannter Festtagsbetrieb. Auch hier wollen viele Selfies mit uns schießen. Es ist erstaunlich, wie wohlwollend und neugierig zugewandt die Menschen uns selbst in dieser Touristenhochburg begegnen.

Kleiner Imbiss in einem Kerala-Restaurant. Das scharfe Rindfleisch im *Chapati*-Brot dürfte den leichten Durchfall, den ich seit einiger Zeit verspüre, noch verstärken. Am Fährhafen lange Warteschlangen vor den Schaltern. Wir kommen gerade rechtzeitig, um noch für zwei Stehplätze aufs Boot zu kommen.

F. hatte morgens ihr Nachthemd in einen Kleiderladen zum Flicken gebracht. Als sie es jetzt abholen will, haben sie es schlicht vergessen. Vermutlich ein allzu unbedeutendes Geschäft ...



Weihnachten in Indien ... (Foto: F.)

Auf dem Weg zum Abendessen finden wir die Straßen voll mit Menschen, die mit den Tuk-Tuks, Motor- und Fahrrädern und heute auch auffallend vielen dicken Straßenkreuzern um einen Platz auf den engen, dunklen Straßen rangeln. Feiertags- und Rummelstimmung, die Stadt ist über und über mit bunten Girlanden, Weihnachtssternen etc. geschmückt. Von einer Bühne dröhnt laute Musik. Der große Kinderspielplatz ist voll mit Kindern, die heute wohl lange aufbleiben dürfen. Tuk-Tuks sind kaum zu kriegen.

Weil wir uns im Feiertagsgedränge nicht zu Fuß zum *Seagull* begeben wollen, geraten wir in ein anderes Restaurant, das edel gestylt und entsprechend teuer daherkommt. Keine gute Wahl: Die Organisation ist chaotisch, die Kellner sind völlig überfordert. Die Pilze in F's Reis kommen aus der Dose. Wegen meines Durchfalls bestelle ich nur Pommes, die erst kommen, nachdem sich die alles überwachende Chefin eingeschaltet hat.

Zuhause eine Kakerlake im Zimmer. Als Schlafbegleitung wie immer kläffende Hunde. Dafür lauschen wir am frühen Morgen den Rufen der erwachenden Vögel, darunter ein schöner, langgezogener Ton, der dem Sound einer Flöte ähnelt. F. hört auch noch, wie von fern ein zweiter Vogel antwortet und der Flötenton allmählich leiser wird. Wenig später ruft schon die Straßenverkäuferin ihre Ware aus, die sie auf dem Kopf balanciert.

Dienstag, 26. Dezember 2017. Fort Kochi.

Der letzte Tag in Fort Kochi. Mein Durchfall hat sich wieder gelegt. Da ich keinerlei Magenbeschwerden hatte, hat er mich nicht wirklich beunruhigt.

Nach dem Frühstück holt uns ein Tuk-Tuk zu einer Massage ab, die uns 1 500 INR pro Person kostet. Eine Stunde *Ayurveyda*, das lässt bei mir einiges an Skepsis aufkommen, und die wird nicht kleiner, als ich im ersten Stock die Holzpritsche sehe, auf die mich, nur mit einem winzigen Lendenschurz angetan, niederlassen muss. Vor der Massage werde ich intensiv am ganzen Körper mit einem nicht sehr wohlriechenden Massageöl eingeölt, auch in den Haaren, was ich sehr unangenehm finde. Die Massage selbst, ein eher softes Bestreichen und Kneten, lässt mich ziemlich kalt. Schwer fällt mir die Bauchlage, für die die Pritsche zu hart ist. Nach dem Ende des Vergnügens dürfen wir duschen und das lästige Öl wieder vom Körper waschen. Im Haar bleiben die Spuren noch eine ganze Weile erhalten. Einen Vergleich mit den wunderbaren Thai-Massagen hält diese Art der Körperbearbeitung wahrlich nicht aus.

Nachmittags noch ein kleiner Stadtbummel, um Geld abzuheben und einzutauschen. Von unserem schon standardmäßigem Mittagsrestaurant im Zentrum beobachten wir, wie Müllmänner mühsam mit Getränkekisten aus Plastik große Mengen von Müll aufklauben und auf einen Anhänger schütten. An zusammengestellten Nachbartischen hat sich eine größere Gruppe indischer Touristen, vielleicht eine Großfamilie, niedergelassen. Von Kind bis Großvater haben sich alle zur Feier des Tages eine weißrote Weihnachtsmannzipfelmütze aufgesetzt. Gut gelaunt setzt sich die ganze Gruppe für F's Kamera in Pose.

Noch einmal treibt es uns zum Fischerhafen. An einer am Straßenrand aufgebauten Zuckerrohrpresse genehmige ich mir einen erfrischenden Zuckerrohrsaft, den der knorrige Händler mit sichtlichem Stolz



Er macht aus Zuckerrohr erfrischenden Saft (Foto: F.)

verkauft. Am Hafen kommen wir mit einem jungen Hardcore-Traveller, halb Inder, halb Kanadier, ins Gespräch. Hochgewachsen, braungebrannt, mit Brille und Schiebermütze und offensichtlich aus wohlhabendem Elternhaus, ist er immer auf der Suche nach etwas Neuem und schnell von den immergleichen Tempeln und den überfüllten Orten gelangweilt. Er ist auch schon durch Europa gereist und war 10 Mal in Berlin. In Gokarna hat er kein Quartier gefunden, deshalb zieht es

ihn weiter nach Goa, wohin er eigentlich wegen der Touristenschwemme auf keinen Fall wollte. Nordindien, wo er herkommt, sei landschaftlich und insgesamt viel interessanter als der Süden, allerdings auch viel anstrengender.



Im *Seagull*: Huhn, indisch scharf.

Abends zum dritten Mal ins *Seagull*. Für mich ein honiggliedertes Hähnchen, für F. ein *Kerala Chicken*, das sie bestellt, weil es das einzige ist, das mit Knochen serviert wird. Als wir gehen, bittet der gut mit Trinkgeld bedachte Kellner

sie um ihre *Facebook*-Adresse. Ein passender Abschluss für unseren Aufenthalt hier. Trotz des durch den Weihnachtstrubel noch verstärkten touristischen Betriebs ist es ein angenehm entspannter Ort, den wir auch durch unser schönes, ruhiges Quartier sehr genossen haben.

Mittwoch, 27. Dezember 2017. Aufbruch nach Mysore.

Um 12 Uhr brechen wir nach Mysore, unserer nächsten Station, auf. Für 700 INR bringt uns ein Taxi an eine breite, lärmige Ausfallstraße in Vytila. Die vierstündige Wartezeit bis zur Abfahrt um

16.45 Uhr verbringen wir auf kühlen Lederpolstern im zweiten Stock eines modernen Hotelrestaurants. Zwischendurch wird das Buffet von einer Horde blau behemdeter *Samsung-Boys* geplündert.

Draußen grauenhafter Betrieb. Die Haltestelle (wenn man sie so nennen will, denn es gibt keinerlei Kennzeichnung) besteht aus einem schmalen Streifen, der zwischen einem kleinen Volksrestaurant und der Straße eingeklemmt ist. Er ist voll mit Wartenden, Autos parken den kargen Raum rücksichtslos zu. Der Bus kommt mit 30 Minuten Verspätung. Statt wie erwartet auf der parallel zur Hauptstraße verlaufenden, ebenfalls heftig befahrenen schmalen Seitenstraße hält er direkt auf der etwas erhöhten, mehrspurigen Schnellstraße. Ohne irgendwelche Hilfe müssen wir unsere Koffer hochwuchten und über eine nur zentimeterbreite Grasnarbe zum Kofferfach balancieren.

Endlose Staus, Bewegung in Zentimetern. Bis wir den weit sich hinziehenden Ballungsraum von Kochi hinter uns gelassen haben, ist es dunkel. Begleitet von den Lichtern der Geschäfte und of-



Aufbruch nach Mysore ...

fenen Verkaufsstände führt die Fahrt über stark befahrene enge, holprige Straßen durch eine Ortschaft nach der anderen. Der Bus, mit *Aircon* und relativ bequemen Sitzen ausgestattet, hat sich schon nach wenigen Haltestellen komplett gefüllt. Pullover und Anorak wärmen mich gut, doch nachdem mein Vordermann den Sitz zurückgestellt hat, reicht der Platz nicht mehr, um meine Füße ausstrecken zu können. Nach einer Weile kommen wir in bergiges Land, doch gottlob verschlafe ich die steilen Höhen. F. erzählt mir am nächsten Morgen, was ich verpasst habe. Die Straße windet sich in so engen Serpentin

den, die Berge hoch, dass der Bus an manchen Stellen zurücksetzen musste, um die Kurven bewältigen zu können.

Donnerstag, 28. Dezember 2017. Mysore.

Früh am Morgen erreichen wir Mysore. Seltsamerweise durchquert der Bus die Stadt, ohne die Fahrgäste herauszulassen. Schließlich biegt er, vermutlich um zu wenden, in eine Art Feldweg ein, doch dann geht es nicht mehr weiter – eine Panne. Ratlos stehen die Fahrgäste auf dem Feld, keiner weiß, wie man in die Stadt kommen kann. F. schafft es jedoch, eine Information zu bekommen. Derzufolge sind wir drei Kilometer vom Zentrum entfernt. Sie gabelt auch noch ein *Tuk-Tuk* auf, dessen Fahrer bereit ist, uns für 150 INR in die Stadt zu fahren. Dass wir in einer solchen Situation mehr als den normalen Preis bezahlen müssen, versteht sich. Allerdings hat der Fahrer keine Ahnung, wo sich unser Ziel befindet. Doch anders als wir es oft in Südostasien erlebt haben, ist er nicht auf den Kopf gefallen und mit viel Fragen erreicht er am Ende unser Hotel.

Mit zwei Stunden Verspätung treffen wir dort ein. Zu unserer Überraschung hat man uns noch kein Zimmer bereitet. Der mufflige Angestellte an der Rezeption will uns weismachen, man habe die ganze Nacht vergeblich auf uns gewartet, sei dann davon ausgegangen, dass wir nicht mehr kämen. Nach heftiger Widerrede – ich hatte die Fahrtdaten gemailt! – bekommen wir dann doch

schnell ein schönes, großes Zimmer, gehen nach der anstrengenden Nachtfahrt aber erst mal frühstücken – was sich nicht gerade als gelungene Ouvertüre für das Hotel herausstellt. Das Restaurant in der zweiten Etage ist ein kahler, dreckiger Raum und ähnelt eher einer herunterge-



kommenen Bahnhofsgaststätte. Es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen und so sehen die Tische auch aus. Ratlos stehen wir vor dem auf einfachste indische Frühstücksgewohnheiten ausgerichteten Buffet.

Schließlich erwischen wir jemand, der uns ein paar gänzlich salzfreie Rühreier zubereitet. Kaffee ist nur als Milchkaffee zu bekommen. Ab morgen wird auswärts gefrühstückt!

Im Zimmer stellt F. fest, dass in der ganzen Hektik vergessen wurde, unsere Betten neu zu beziehen. Das bedeutet, ermüdet, wie wir wir sind, unter viel Protest und mehrfachem Nachfragen noch mal 45 Minuten zu warten. Schließlich ist auch das erledigt und wir sinken in einen langen, erholsamen Schlaf.

Am Nachmittag ein erster Spaziergang zum Rathaus und zum Uhrturm. Breite Straßen, viel Grün, die erstmals 950 erwähnte Stadt, mit 920 000 Einwohnern die drittgrößte in Karnataka, macht einen angenehm entspan-

ten Eindruck. Hauptattraktion Mysores, von einem britischen Architekten konzipiert, ist der 1897-1912 erbaute, dem Grundriss des Buckingham Palace nachempfundene *Amba-Vilas-Palast*. Auf dem wunderbar weit sich erstreckenden Schlossgelände, das wir wider Erwarten ohne Tickets begehen können, fast ausschließlich indische Besucher. Eine entspannte Stimmung liegt über dem Park. Überall, vermutlich in Vorbereitung des Neujahrsfests, üppiger Blumenschmuck, Girlanden und Lichter, die um diese Zeit allerdings noch nicht leuchten. Auch hier immer wieder kleine Gruppen, die mit uns fotografiert werden wollen, wobei sich manche gar nicht trauen, uns anzusprechen. Viele Schulklassen sind unterwegs, gekleidet in von Schule zu Schule unterschiedliche, oft sehr farbenfrohe Uniformen. Der Palast selbst hat riesige Ausmaße, sie erinnern mich an den Bukarester Palast, den sich Ceaușescu bauen ließ, und vermutlich steckt hinter all dem märchenhaften Prunk ein vergleichbarer Größenwahn. Inflationbereinigt hat der Bau ca. 4 Mio. Dollar gekostet.

Abends speisen wir ganz allein in einem ungemütlichen Dachrestaurant in der Nähe unseres Hotels. Wir bestellen ein ganzes *Tandoori-Chicken* für 490 INR, dessen Teile allerdings aus verschiedenen Hühnern zusammengesetzt wurden. Es ist kühl geworden, die Lage Mysore im Hochland fast 800 Meter über dem Meeresspiegel macht sich bemerkbar. Ein langärmliges Hemd, Turnschuhe und Socken wärmen mich. Am Tag dagegen: strahlende, trockene Sonne bei etwa 27 Grad.



Koloniale Vergangenheit in Mysore.

Freitag, 29. Dezember 2017. Mysore.

Erstmals in diesem Urlaub frühstücken wir auswärts – auf einer großzügigen, weiten Dachterrasse am Gandhi-Platz im Zentrum, wo wir bis auf einen einsamen Zeitungleser die einzigen Gäste sind. Das leckere *Chicken-Sandwich* ist mit Toastbrot zubereitet. Früchte für Saft oder Salat haben sie nicht, nur einen Limettensaft bekommen wir. Es ist unser schönstes Frühstück bisher.

Erstmals schimpft uns ein abgewiesener *Tuk-Tuk*-Fahrer ein "nicht gut, nicht gut" hinterher.

Der zentral gelegene *Devaraja*-Markt erstreckt sich in einem mächtigen alten Kolonialgebäude. Die übliche quirlige Ansammlung von Läden, wo es alles Mögliche zu kaufen gibt: Ketten, Gestecke. Räucherstäbchen, Kräuter, Bananenblätter, Keramik, Haushaltswaren uvm. Überall wird Blumenschmuck vorbereitet, das bevorstehende Fest sendet seine Zeichen voraus. F. kauft Farben und kleine Tonschälchen zum Mischen, die aber eigentlich Öllampen sind.

Anschließend suche ich einen Frisör auf, um mir die Haare schneiden zu lassen. Ohne Aufforderung entfernt er auch Nasenhaare und kürzt die Augenbrauen. Ein Haar auf der Nase reißt er aus. Zum Schluß massiert er noch leicht Kopf und Nacken. Für den sorgfältigen Schnitt inkl. Massage bezahle ich 300 INR.

In der geschäftigen Altstadt mit ihren breiten Straßen und Bürgersteigen lässt sich angenehmer flanieren als in der Enge von Madurai. Doch auch hier ist der Verkehr extrem rücksichtslos. Niemand hält an oder reduziert auch nur die Geschwindigkeit, wenn man einen Fuß auf die Straße setzt. Zebrastrifen werden konsequent ignoriert, es regiert das Prinzip des Stärkeren. Überall in der Stadt stehen noch alte Kolonialgebäude, schade dass unsere Reiseführer zu Baudenkmalern wie dem mächtigen *Krishna Rajendra Hospital* oder der Post keine Erläuterungen bieten – es gibt einfach



Beim Frisör (Foto: F.)

zu viel Historie in diesem Land. Wir kaufen einen der Granatäpfel, die appetitlich aufgeschnitten an vielen Ecken angeboten werden. Vielerorts bekommt man auch frisches, gekühltes Obst, das in Sekundenschnelle portioniert wird: Wassermelone, Ananas, Papaya, Banane ... Mangos haben keine Saison.

Nach einer kleinen Pause im Hotel erneut zum Palast, wo wir gerade rechtzeitig zur allabendlichen Illumination kommen. Das gewaltige Gebäudeensemble wird nach und nach immer stärker beleuchtet, in der von einem leichten Rotschimmer durch-



Auf dem *Devaraja*-Markt: Festvorbereitungen.

die wunderbaren Abende hoch, die wir vor fast genau 10 Jahren in Eriwan auf dem *Platz der Republik* erlebt haben.

Zum Abendessen suchen wir das Restaurant auf, in dem wir heute Morgen so schön zum Frühstück gegessen haben. Es enttäuscht auch am Abend nicht. Das *Chicken Butter Fry* ist ein Gedicht.

Samstag, 30. Dezember 2017. Mysore.

In unserem Frühstücksrestaurant gibt es nun auch keinen Limettensaft mehr ...

Erneut zum Palast, dessen Inneres wir heute erkunden wollen. In der Residenz des Maharajas, der einst dem Fürstenstaat Mysore vorstand, darf heute nur noch ein Flügel von der Fürstenfamilie bewohnt werden, der Rest muss der Öffentlichkeit zugänglich bleiben. Beim Frühstück hatte uns ein gesprächiger junger Angestellter erzählt, dass es mittlerweile eine einheitliche Eintrittsgebühr gebe. Für Ausländer wurde sie von 200 auf 50 INR gesenkt, für Einheimische von 30

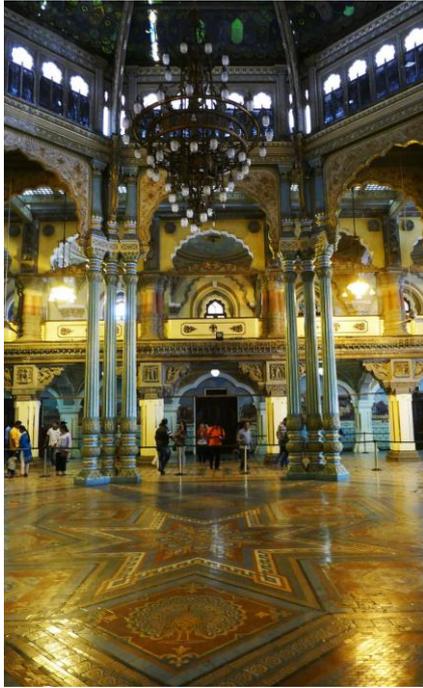


Abenddämmerung über dem *Amba-Vilas-Palast*.

INR entsprechend erhöht. Von europäischen und amerikanischen Touristen hat er allerdings kein positives Bild. Viele seien arrogant.

Wie in Madurai müssen wir unsere Schuhe abgeben, bevor wir in die Menschenmasse eintauchen dürfen, die sich durch den Palast quält. Das Fotografierverbot wurde zu unserer Freude aufgehoben, was unser Kellner noch nicht wusste. Die klaustrophobische Enge in den Gängen und auf den Treppen hält niemanden davon ab, unentwegt für Fotos zu posieren oder Selfies zu schießen. Auch hier werden wir immer wieder gebeten, für die Erinnerungsfotos der Inder Modell zu stehen. Im Führer ist zu lesen, dass sich der englische Architekt einer bunten Vielfalt unterschiedlicher Stile bedient habe, aber darauf achten wir nicht (haben dafür auch gar nicht die

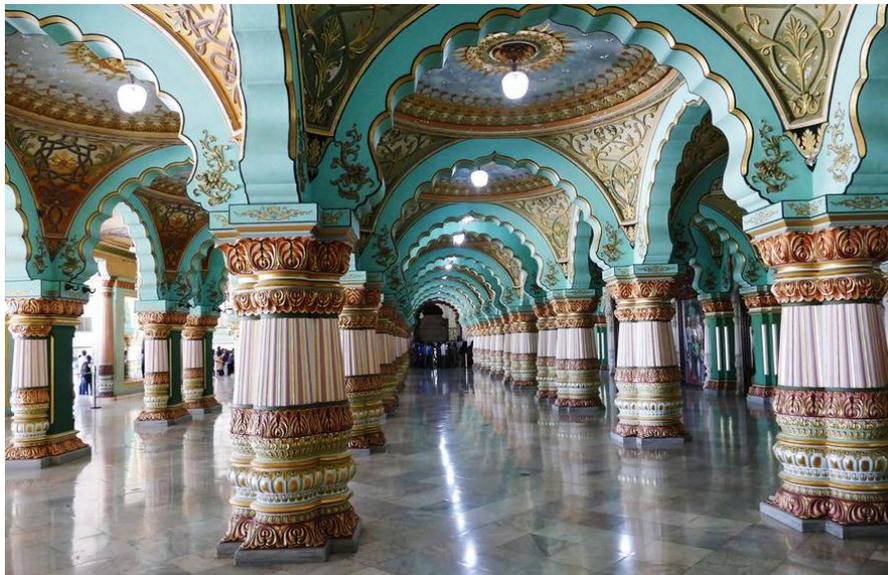
notwendigen Kenntnisse). Wir sind wie erschlagen von der Fülle an Pracht, die uns überall entgegenschlägt. Durch lange Säulengänge und luxuriös ausgestattete Treppenaufgänge gelangen wir



von einem Raum zum anderen. Unter breit ausgemalten, reich verzierten Decken flanierend, durchqueren wir mächtige Säulenhallen und Säle von üppigstem, märchenhaftem Prunk. Es gibt Silbertüren und Türen mit Intarsienarbeiten und nirgendwo ist an Ornamentik gespart worden. Neben Anklängen an europäische Traditionen sind natürlich die Götter der indischen Mythologie überall präsent. Zum Schluss sehen wir eine Empore, von der aus erlesene Gäste eine große Freifläche für Veranstaltungen und Tänze überblicken können. Was für ein Prunk in diesem armen Land, doch solche Orte haben immer auch eine in Geld gar nicht aufzuwiegende Identität stiftende Bedeutung. Jedenfalls wird der hier zur Schau gestellte Reichtum von einem breiten Querschnitt der Bevölkerung staunend und andächtig zur Kenntnis genommen.

Vor der Schuhausgabe treffen wir den deutschen Touristen aus Madurai wieder. Gesundheitlich offenkundig angeschlagen, ist er kaum ansprechbar. Zurück im Hotel, verzehren wir die köstliche zweite Hälfte unseres Granatapfels, den wir im Zimmerkühlschrank aufbewahrt haben.

Abends in ein nahegelegenes, stark auf Touristen eingestelltes Restaurant, das sich im ersten Obergeschoss eines Hotels befindet. Die in dunklen Farben gehaltenen, in verwirrendem Licht glänzenden Räume sind mit reichlich Lametta geschmückt. Wir sehen viele *falangs*, andere Gäste gehören offensichtlich der indischen Oberschicht an. Neben uns bestellt sich ein allen bekannter, mit allen redender reicher Inder eine Fünf-Liter-Biersäule mit Zapfhahn. Auch mit F. versucht er



Beindruckende Pracht im Innern des Palasts.

zu flirten. Die Preise sind relativ hoch, doch noch deutlich günstiger als in Fort Kochi. F. verpeist ein Ingwerhuhn, ich entscheide mich auf gut chinesisches für *Fried Rice with Pork*. Musste mal sein.

Sonntag, 31. Dezember 2017. Mysore.

Den Silvestertag beginnen wir erneut in unserem Frühstücksrestaurant, wo wir auch für

abends einen Platz bestellen. Der Kellner warnt uns, die Stadt werde heute außer Rand und Band geraten, *Highlife* allerorten. Vor allem auf die Jugendlichen müsse die Polizei ein Auge haben.

Vom Restaurant aus, noch ein Stockwerk höher, könne man alles in Ruhe beobachten. Bis Mitternacht gedenken wir aber nicht zu bleiben.

Wir haben uns einen Ausflug auf die *Chamundi Hills* vorgenommen, Heimat eines bedeutenden Tempels, einem weiteren großen Anziehungspunkt der Stadt. Mit einem *Local Bus* quälen wir



Palastbesucher.

uns 13 Kilometer über Serpentina den Berg hoch. Zum Schluss ein langer Stau, es geht nur noch stoßweise voran. Wir brauchen 45 Minuten, um unser Ziel zu erreichen. Oben Massenbetrieb, man merkt den Feiertag. Die Gläubigen umlagern die Verkaufsstände, die Obst, Blumen und Tempelschmuck anbieten. Vor dem berühmten *Chamundeshwari Tempel* mit der Schutzgöttin Mysores haben sich lange Schlangen gebildet. Wir verzichten auf

den Eintritt, von außen wirkt der Tempel nicht besonders herausragend und der Rummel stößt uns ab. Ohne uns lange aufzuhalten, begeben wir uns auf den Rückweg. Dazu nehmen wir den Pilgerweg, der über 1000 aus Stein gehauene Stufen hinunterführt. Die Ränder der Steinstufen haben die Gläubigen mit Farben eingefärbt. Auf halber Strecke ein kleiner Tempel, vor dem eine mächtige steinerne Kuh angebetet werden kann. Schöne Blicke auf die Stadt und auch hier wieder Gruppen von Jugendlichen, die mit uns fotografiert werden wollen. Die unten wartenden Tuk-Tuk-Fahrer wollen 150 INR für eine Fahrt zum Palast. Mürrisch lassen sie sich auf 60 INR herunterhandeln.

Abends ins vorreservierte Restaurant. In das zweite Dachgeschoss, das nur wenige Plätze hat, werden die ausländischen Touristen verfrachtet. Unten sitzen die Einheimischen. Zur Feier des Tages probieren wir erstmals einen indischen Wein. Da er die auf der Karte annoncierte Sorte als süß wertet, schafft der Kellner einen trockenen Wein herbei, der aus Sula in Karnataka stammt und laut Etikett auch nur dort getrunken werden darf. Er ist sehr fruchtig, mit leicht chemischem Beigeschmack, doch trinkbar.

Am Abend leeren sich die Straßen überraschend schnell. Der Kellner hatte uns erzählt, dass der neue Maharaja zum ersten Mal seit Jahren ein Feuerwerk am Palast veranstalten wolle. Wir schaffen es aber nicht zu warten und gehen zurück ins sichere Zimmer. Um 22.30 Uhr liegen wir im Bett, und dank dem



Pilgerweg zur Schutzgöttin Mysores.

Wein verschlafe ich das indische Silvester komplett. F. registriert einige Feuerwerke und vorbeiziehende Menschengruppen, die meist aus euphorisierten Jugendlichen bestehen. Einzelne Personen, die knallen, scheint es kaum zu geben.

Montag/Dienstag, 1./2. Januar 2018. Mysore – Gokarna.

Der letzte Tag in Mysore. Am Abend brechen wir nach Gokarna auf, unserem nächsten Ziel. Wir frühstücken im Angesicht einer müden Touristenfamilie, die sich zu Neujahr ein spätes Aufstehen gegönnt hat, bummeln dann noch ein wenig durch die Stadt. Auf einer breiten Einkaufsstraße mit Markengeschäften warnt uns ein Passant vor den überzogenen Preisen. Zurück im Hotel, erfahren wir zu unserer Überraschung, dass keine Kreditkarten akzeptiert würden, die Bank verweigere das. Deshalb müssen wir noch mal los, um Geld abzuheben. An verschiedenen Banken wird F's Karte zurückgewiesen, möglicherweise weil sie gestern schon zweimal den Höchstbetrag von 10 000 INR abgehoben hat. Auch ich scheitere mehrfach mit dem Versuch, die zweite Tranche von 5 000 INR abzuheben, die wir noch brauchen. Nach langem verzweifelm Suchen rückt am Ende eine Bank das Geld endlich doch raus.

Obwohl uns Mysore gut gefallen hat, haben wir keine Lust mehr auf weitere Unternehmungen, die Luft ist raus. Wir wollten doch nur nicht an Silvester weiterreisen. Um 13.30 Uhr sind wir zurück in unserem Zimmer, knipsen draußen die Schrift *nicht stören* an und unterbrechen die Wartezeit nur noch fürs Abendessen im nahen Lametta-Restaurant. Die Zugabfahrt steht für 23.30 Uhr an.



Unterwegs nach Gokarna (Foto: F.)

Der Bahnhof voll halbgarer Gestalten. Plakate warnen vor Taschendieben. Polizisten patrouillieren mit Schlagstöcken. Unser Zug fährt pünktlich ein und wir finden auch gleich den richtigen Wagen, weil Leuchttafeln auf dem Bahnsteig anzeigen, welche Wagen welcher Kategorie und mit welcher Nummer wo halten.

Unser Wagen ist überraschend leer. Einer unserer Plätze befindet sich in Fahrrichtung auf der linken Seite unten, den anderen von uns gebuchten, der ganz woanders ist, lässt uns der freundliche Schaffner – "no problem" – gegen den darüberliegenden Platz eintauschen, so dass wir wunderbarerweise doch zusammenbleiben können.

Entspannte Fahrt in unseren übereinander liegenden Höhlen. Erst kurz vor 7 Uhr morgens be-gebe ich mich wieder in die Sitzhaltung. Im Morgengrauen zieht eine Berglandschaft vorbei. Eine Dreiviertelstunde später kommt F. zu mir herunter. Ab Mangalore fahren wir parallel zur Küste. Je näher wir Gokarna kommen, desto wasserreicher wird die Gegend. Wir überqueren viele Flüsse, sehen viele Reisfelder.

Unser Wagen ist überraschend leer. Einer unserer Plätze befindet sich in Fahrrichtung auf der linken Seite unten, den anderen von uns gebuchten, der ganz woanders ist, lässt uns der freundliche Schaffner – "no problem" – gegen den darüberliegenden Platz eintauschen, so dass wir wunderbarerweise doch zusammenbleiben können.

Dienstag, 2. Januar 2018. Gokarna.

Gegen 14.15 Uhr erreichen wir mit 45 Minuten Verspätung unser Ziel. Der erste Eindruck von Gokarna ist wenig erbaulich: enge Straßen, unser Hotel abseits am Ortsrand, die Stadt voll mit Backpackern, Althippies und Yogajünglingen. Unser Zimmer im vierten Stock ist düster und

schmuddelig. Vom schmutzstarrenden Balkon blicken wir auf einen völlig verdreckten Hof. Nach dem ersten Schock überwinden wir uns, ein besseres Zimmer zu fordern, was auf fast devote Art sofort gewährt wird – vielleicht weil im Hintergrund des Foyers, hinter seiner Zeitung zum Bud-



Ankunft mit Schrecken ...

dha erstarrt, der Chef sitzt (was sich in den nächsten Tagen auch nicht mehr ändern wird). Das neue Zimmer ist größer und heller und eine Spur sauberer. Im Bad fehlt jedoch Toilettenpapier. Nach mehrfachem Nachfragen teilt uns schließlich ein Angestellter lakonisch mit, es gebe keins. Der Mann an der Rezeption verspricht für später Abhilfe, doch auch abends Fehlanzeige. Wenigstens senkt man den Preis für das Zimmer von sich aus von rd. 14 800 auf 12 500 INR.

Nachdem wir abends im Zentrum kein brauchbares Restaurant finden, landen wir in einer streng vegetarischen Käschemme auf einer Dachterrasse, die von lautstarken Backpackern frequentiert wird. Bier gibt es nicht. Ich esse eine leckere *Masala* mit Blumenkohl und Kartoffeln, F. schlecht frittierte *Pakora*, *Kumin*-Reis und *Rajta*. Mit 500 INR ist es unser billigstes Abendessen bisher, wir hoffen trotzdem, dass wir es nicht wiederholen müssen.

Vorher noch ein kleiner Spaziergang zum nahen Stadtstrand, der von indischen Pilgern belagert wird. Die schöneren

Strände liegen außerhalb des Ortszentrums. Um 21.30 Uhr liegen wir, etwas frustriert von der Stadt, im Bett.

Nachts schreckt F. dreimal auf, weil sich eine Maus mit reichlich Getöse an meinem Koffer zu schaffen macht. Ich bin mit Ohrstöpseln gegen derlei Unbill gut abgeschotet. Bis 9 Uhr erquickender Schlaf.

Mittwoch, 3. Januar 2018. Go-karna.

Die Maus hat F. aus der Bahn geworfen. Gleich nach dem Aufstehen schließt sie alle noch halb offenen Fenster und dichtet Türritzen ab. Toilettenpapier fehlt immer noch. Betätigt man allerdings versehentlich die Klingel im Zimmer, erscheint sofort ein dienstbarer Geist, um unsere Wünsche aufzunehmen. Der Wert heißt *Bedientwerden*, *Sauberkeit* ist kei-



... am Traumziel der Hindupilger.

ner. Auch einen *Laundry Service* hat das Hotel nicht. Weil die Wäscherei im Ort erst um 11 Uhr öffnet, begeben wir uns zum Frühstück mit zwei dicken Packen Schmutzwäsche unterm Arm. Das Restaurant, nicht weit von unserem Hotel entfernt, das uns gestern schon aufgefallen war, ist ein angenehm schlichtes Lokal mit ein paar Holztischen in einem hellen Raum. Es bietet allerdings nur vegetarische Kost an. Auch Eierspeisen oder Käsetoast oder Ähnliches gibt es nicht. Wir

nehmen eine *Lemon Soda* und bestellen für 70 INR einen üppigen Obstsalat, der mit den 6 Früchten, aus denen er besteht, für uns beide reicht. Auch hier vorwiegend Ausländer. Vom Nachbar-



tisch erkundigt sich eine Deutsche, die hier hängen geblieben ist, wie es Frau Merkel gehe.

Unsere Wäsche soll morgen Abend fertig sein. Später erfahren wir, dass der junge Angestellte morgen nicht da ist. Bis 17 Uhr könnten wir die Sachen im Nachbargeschäft abholen und dort auch bezahlen.

Bei Tageslicht ist der Gang durch den Ort schon erträglicher. Die Einheimischen sind in Gokarna deutlich zurückhaltender als an unseren bisherigen Orten. Sie

sind an Touristen gewöhnt und ihrer wohl auch ein wenig überdrüssig, womöglich nach den vielen Feiertagen auch etwas ermattet.

Zum Abschluss unseres Urlaubs wollen wir etwas von dem Stranderlebnis nachholen, der uns bisher versagt blieb. Unser Reiseführer lockt uns zum *Kudli Beach*, den wir mit einem 30-minütigen Fußmarsch erreichen, der nach einer kurvigen, gefährlich engen Stadtstrasse über ein schönes Felsplateau führt. Zum Strand geht es über einen felsigen Abstieg. Vor uns liegt eine schöne Bucht, die nur mäßig bevölkert ist. Zum weit überwiegenden Anteil sind es Ausländer, erstmals sehen wir in Indien überwiegend Bikinis und Badehosen. Die Inderinnen baden auch hier in ihren Kleidern. Das Wasser ist wunderbar, mit angenehmer Temperatur, wenig Brandung und gemächlichem Gefälle. Schön hier zu schwimmen, eine Entschädigung für den touristisch verseuchten



Gokarna, Ortszentrum.

Ort. Während wir in einem Strandcafé mit internationaler Küche eine Pause einlegen, geht das Wasser stark zurück, danach schwimmt es sich nicht mehr so schön. Zum Hotel zurück nehmen wir ein Tuk-Tuk. Zu Dutzenden warten die Gefährte am Eingang zum Strand auf die Heimkehrer – und berechnen entsprechende Preise.

Zum Abend suchen wir, einem Tipp des Reiseführers folgend, ein Restaurant an einer dunklen Straße, die parallel zum Meer durch ein kleines Wäldchen ver-

läuft, finden es jedoch nicht. Stattdessen stoßen wir auf ein anderes, wie wir es so wunderbar kaum noch erwartet hätten. *Willie's Café* hat einen dezent beleuchteten Hof, den Palmblätter umrahmen und überdachen. Von fern dringt Meeresrauschen in die leisen Gespräche, die den Hof erfüllen, und es gibt auch Bier – wahrscheinlich weil die Besitzer Christen sind, was eine noch

nicht abgebaute Krippe anzeigt. Wir erfahren, dass ein Engländer, der hier hängen geblieben ist, das Restaurant gegründet hat. Jetzt führt es seine Frau weiter. Für sehr gemäßigte Preise – fürs Bier zahlen wir nur 160 INR – bekommen wir ein äußerst schmackhaftes Essen: nach einer köstlichen Hühnersuppe für mich *Calamares* mit *Pommes Frites* und Salat, für F. ein Fisch-*Thali*. Zusammen zahlen wir 910 INR. Auch hier sitzen fast nur Europäer, darunter auch eine der vielen



Am *Kudli Beach*.

Hängengebliebenen (oder besser: übrig Gelasenen), auf die man an allen Ecken stößt: alt, klapprig und nicht mehr ganz beieinander. Zwischendurch verteilt eine Angestellte Weihrauch über den Hof, wohl um die Mücken zu verschrecken. Wir werden wiederkommen.

Donnerstag, 4. Januar 2018. Gokarna.

Nachts war die Maus wieder da. Offensichtlich

ist sie durch eins der zahlreichen Löcher geschlüpft, die sich in der Umfassung der *Air-Con* und im darunter befindlichen Fenster befinden. F. bittet die Angestellten, sich der Sache anzunehmen.

Morgens habe ich starken Durchfall und spüre ein leichtes Unwohlsein, kann aber essen. Wir frühstücken im selben Restaurant wie gestern. Man muss hier froh sein, wenn man etwas gefunden hat. Danach kaufe ich mir Bananen, um den Durchfall zu bekämpfen.

Die *Main Street* in Gokarna, an der auch unser Hotel liegt, wird an beiden Seiten von kleinen, vor Schmutz starrenden Wasserkanälen gesäumt. Immerhin erwischen wir hier manchmal einen offenen WLAN-Kanal, um von irgendeinem Hauseingang aus unsere Mails abzurufen. Sonst ist der Empfang überall im Ort schlecht und im Hotel gibt es gar keinen.



Meditation im Sand.

Heute zieht es uns zu den nördlich gelegenen Stränden. Nach einem kleinen Irrweg gelangen wir auf einen schmalen Fußpfad, der an einem auf den ersten Blick idyllisch im Grünen gelegenen Fluss entlang führt. In Wirklichkeit handelt es sich allerdings um ein ekelhaft verdrecktes,

stehendes Gewässer, auf dessen von schleimig-weißem Schaum bedeckter Oberfläche unzählige leere Flaschen und anderer Unrat schaukeln. Am Ufer suhlen sich Schweine.

Anders als der *Kudli-Beach*, dessen Buchtform perfekt dem Klischeebild eines Traumstrands entspricht, erstreckt sich unser neuer, sehr breiter Strand in die Länge, ohne größere optische Höhepunkte zu bieten. Doch hier ist deutlich weniger Betrieb, hier sind „normalere“ Leute unterwegs und das Wasser ist genauso schön. Das wird in den nächsten Tagen unsere erste Wahl sein. In

einem Café, wo wir bei einer kleinen Pause die weite Aussicht über das Meer genießen, russische Stimmen um uns herum, auf der Karte stehen russische und auch israelische Gerichte.

Im Hotel ab und zu kürzere Stromausfälle. Wegen der Maus ist nichts unternommen worden. Nachdem F. das erneut beanstandet, erscheint ein Angestellter und versucht mit einem Handtuch die Löcher im Fenster abzudichten.



Kleine Flußidylle.

Als F. unsere Wäsche abholen will, ist der Laden geschlossen. Nach einer Weile schaut sie erneut nach, da ist der junge In-der gerade dabei, die Wäsche zu bügeln. Während sie ihm eine halbe Stunde lang beim Bügeln zuschaut, beginne ich mir langsam Sorgen zu machen, wo sie bleibt.

In *Willie's Café* mimt ein Deutscher den starken Mann. In ungebremster Lautstärke redet er für alle Nebentische hörbar auf seine Tischgefährtin ein, die er offensichtlich gerade in einem der zahlreichen Yoga-studios kennengelernt hat. Seinen Job bei

einer Frankfurter Bank hat er geschmissen, um in Indien von Hartz IV zu leben und sich seinen meditativen Erlebnissen hinzugeben. Während seine Begleiterin kaum mal ein Wort dazwischen

schiebt, mokiert er sich in nicht enden wollendem Redeschwall über all die Dummen, die glauben, sich durch einen Achtstundentag schleppen zu müssen. Eine feste Stelle werde er auf keinen Fall mehr annehmen und schwärmt von der großartigen inneren Befreiung, die er durch Yoga erlebt habe, von der seine Worte aber nichts erkennen lassen.

Da ich noch mit leichtem Unwohlsein kämpfe, esse ich heute nur *Egg Noodles*,



Fischverkäuferinnen auf der Straße.

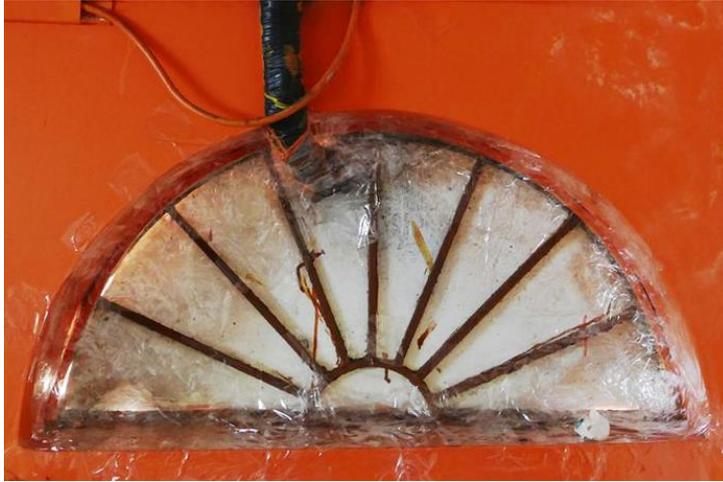
die entgegen meiner Erwartung leicht scharf sind. Man bekommt in den indischen Restaurants kaum etwas, was nicht irgendwie scharf ist. Normalerweise mag ich das, heute schaffe ich nur ein Drittel meiner Portion.

Freitag, 5. Januar 2018. Gokarna.

F. schläft heute ebenfalls mit Ohrstöpseln. Deshalb hören wir beide die Maus nicht, die sich von all den dilettantischen Hindernissen nicht stören lässt. Während wir friedlich schlafen, knabbert sie einen Bommel von F's Stoffbeutel an. Am Morgen finden wir ihn völlig zersaust auf einem Fenstersims.

Im Frühstücksrestaurant weist der Chef rüde einen abgerissenen, sehr krank wirkenden jungen Mann ab – ihm werde hier nichts serviert. Zu zwei mitleidigen jungen Russinnen, die ihm Geld geben wollen: *Everybody says, he's a lyer.*

Heute habe ich es endlich geschafft: Erstmals in diesem Urlaub trete ich in die überall herumliegende Kuhscheiße.



Klebeband vs. Maus.

herausgestellt haben. F. verklebt Unmengen des Bands, um sämtliche Lücken unter der Balkontür, an der AirCon und dem Fenster darunter gründlichst abzudichten. Bei mir heißt sie jetzt nur noch „Miesepups der Mäuseschreck“.

Zum *Middle Beach* nehmen wir diesmal den richtigen Weg. Er führt an einem kleinen, offenen Fischmarkt vorbei, die Fischverkäuferinnen lagern auf Treppenstufen. Düstere, schwer beladene, fahnenbewehrte Jeeps voll mit Hindupilgern kommen uns entgegen. Über kaum befahrene Nebenstraßen erreichen wir schließlich einen Ortsteil mit sehr dörflichem Charakter. Neben einigen reicher wirkenden Bauten aus Stein überwiegen ärmliche Hütten. Gackernde Hühner laufen durch die verwilderten Gärten. Schon nahe am Wasser sehen wir, ein seltenes Bild bisher, einige gepflegte Felder mit akkurat auf Kante gesetztem Gemüse.



Am Strand der Fischer.

wunderbar zu schwimmen. Bisher das schönste Schwimmerlebnis. Langer Spaziergang am Strand, der sich kilometerlang hinzieht.

Abends *Prawns in Garlic and Butter*, dazu *Pommes frites* und ein leckerer Salat. Ich kann problemlos alles essen. F. hat sich *Chicken Thali* bestellt, von den drei gebratenen Hühnerteilen

Erst im Hotel bemerken wir, dass der Geldwechsler uns 9 010 statt 6 310 INR auf 100 Dollar zurückgegeben hat, weil er wohl die neuen, ungewohnten 200er Geldscheine als 20er gezählt hat. Für 2 600 INR buchen wir ein Taxi, das uns am Sonntag zum *Goa Airport* bringen soll. Dreieinhalb Stunden braucht es angeblich für die Strecke.

Unsere letzte Hoffnung gegen die Maus ist Klebeband, das wir in einem nahen Geschäft finden, nachdem sich alle Hilfen des Hotels als untauglich

herausgestellt haben. Neben einigen reicher wirkenden Bauten aus Stein überwiegen ärmliche Hütten. Gackernde Hühner laufen durch die verwilderten Gärten. Schon nahe am Wasser sehen wir, ein seltenes Bild bisher, einige gepflegte Felder mit akkurat auf Kante gesetztem Gemüse.

Das Meer heute mit starker Brandung. Wenn man sie überwunden hat, ist es

schmeiße ich beim Probieren eins in den Sand. Serviert werden sie mit Soße, Salat und Kurkumakartoffeln, dazu gibt es Reis und *Chapata*. F. isst zünftig mit der Hand.

Samstag, 6. Januar 2018. Gokarna.

Nachts weder Maus noch Mücken, F's Klebeaktion hat gewirkt.

In unserem Frühstücksrestaurant streitet eine abgerissene junge Russin mit einem Baby auf dem Arm mit dem genervten Besitzer um die Bezahlung. Letztmalig zum Strand. Wieder langer Spaziergang am Meer, bis wir ein einfaches, um diese Zeit menschenleeres Fischerdorf erreichen. Über den Strand verstreut Boote, Kabelrollen, Netze, im Hintergrund die einfachen Hütten für die Materialien der Fischer.

Um 16.15 Uhr versende ich die in mein Handy getippten Urlaubsnotizen von einem Strandcafé aus, wo wir endlich guten Netzempfang haben. Von russischen Tönen umgeben, werfen wir bei *Salt Lassie* und schwarzem Tee letzte Blicke aufs Meer.

Abends unser Abschiedsessen in *Willie's Café*. Abgesehen vom Strand ist es das Einzige, was wir von Gokarna vermissen werden. Nach dem Essen geht F. ans Küchenfenster und lobt das Essen als eines der besten, das wir bisher in Indien genießen durften. Die Köchinnen und Kellner freuen sich sehr.

Sonntag, 7. Januar 2018. Gokarna-Mumbai.

10 Uhr: Das bestellte Taxi ist nicht da. 10 Minuten warten wir, dann bittet F. einen Hotelangestellten, bei der Agentur anzurufen. Niemand hebt ab. Weitere 20 Minuten vergehen, dann findet sich ein hilfsbereiter Boy, der F. mit einem



Fette Beute.

Motorrad zu dem Laden bringt, der uns die Fahrt vermittelt hat. Ja, man werde anrufen, in 10 Minuten sei das Taxi da. Um 10.40 Uhr kommt es endlich. Ein fescher junger Schnösel mit Sonnenbrille sitzt am Steuer, doch er stellt sich als guter, softer Fahrer heraus. Auf der Straße viele Lastwagen, Baustellen, ein Teil der Strecke wird zur Autobahn umgebaut. Von der schönen Landschaft nehme ich nur wenig wahr. Irgendwo am Straßenrand hat man mit Schneemännern und übermannsgroßen Heiligen Drei Königen aus Kunststoff eine imaginäre Winterlandschaft aufgebaut.

Um 14 Uhr erreichen wir den *Dabolim Airport* von Goa. Unser Flieger ist nur für Handgepäck zugelassen, was uns unterwegs etwas beunruhigt hat. Doch das stört niemanden. Allerdings müssen wir, weil unsere Koffer angeblich fast 36 Kilo wiegen, 1 900 INR nachzahlen. Dabei wurden für F's Koffer nur 15,8 Kilo angezeigt und mein Koffer ist noch deutlich leichter. Bei einem Gesamtgewicht unter 30 Kilo hätten wir 1 500 INR weniger bezahlen müssen.

Um 17.35 Uhr startet unser Flug. Nach 75 Minuten erreichen wir Mumbai, wo wir, anders als bei der Ankunft in Chennai, den Taxifahrer, den uns das Hotel zugesagt hatte, schnell finden. Zum Einstieg bereit warten wir mit unseren Koffern, von wildem Gehepe umhüllt, am Rand der düsteren Parkzone, bis es dem Fahrer nach langen Minuten endlich gelingt, sein Auto durch das Gewühl der ankommenden und abfahrenden Autos zu uns zu manövrieren. Eine Stunde Fahrt zum Hotel. Unterwegs, gegen das Halbdunkel der einbrechenden Nacht ankämpfend, die mächtige, in vielen Farben funkelnde Silhouette der *Skyline* Mumbais. Stolz zeigt der Taxifahrer auf den gewaltigen, 2010 fertiggestellten *Rajiv Gandhi Sea Link*, der mit 5,6 km längsten Brücke Indiens. Ich bekomme Lust auf die Stadt.



Entrée zur Weltmetropole: *Gateway of India*.

Im Hotel freundlicher Empfang. Wir haben ein nettes, sauberes, im Vergleich allerdings deutlich teureres Zimmer – Hauptstadtpreise.

Zum Abendessen ein paar Häuser weiter in ein Restaurant namens *Gaylords*. Beide haben wir keine Lust auf indisches Essen. F. bestellt Nudeln *à la Ricardo*, sie bekommt nach nichts schme-



Was sind denn das für seltsame Frühstücksgäste in unserem Hotel?

ckende *Penne* in einer kaum durchgekochten Mehlschwitze. Meinem wohlklingenden *Chicken à la Chasseur* sind Erbsen und Möhren aus der Dose und Kartoffelbrei beigefügt, der laut Menü zugehörige grüne Pfeffer fehlt. Schlechtestes und mit rd. 4 000 INR eines der teuersten Essen dieser Reise. Das Bier, erstmals in kleinen Flaschen, kostet 300 INR. Zum Schluss erinnert der Kellner F. zweimal daran, dass das Trinkgeld in der Rechnung nicht

enthalten sei, und fordert sie dann barsch auf, sich endlich zu entscheiden, ob sie es der Kreditkartenzahlung hinzufügen oder bar bezahlen wolle. Wir legen eine winzigen Obolus in die Mappe.

Montag, 8. Januar 2018. Mumbai.

Wir frühstücken auf dem Dach unseres Hotels, wo wir fast allein sind. Der schöne Blick über die Dächer und zum Meer entschädigt für die Qualität des Essens, die für ein Hotel dieser Preisklasse armselig ist: Eier nach Wahl, Toast, Kaffee, Butter und Marmelade. Saft ist extra zu bezahlen. Ich hatte im teuersten Hotel dieser Reise auf ein Buffet gehofft ... Während wir frühstücken, sitzt der Kellner fünf Meter entfernt auf einem Hocker und beobachtet uns unentwegt.

F., die seit einigen Tagen Schmerzen an einem Ohr verspürt, fühlt sich heute sehr schlapp. Wir haben beide keine Lust mehr auf das schmutzige, laute Indien der engen Straßen, der wuseligen Märkte und vollgestopften Läden und wollen uns in den letzten beiden Tagen auf das weltstädtische, geschäftige, touristische Indien beschränken. Wo könnte man das besser starten als am *Gateway of India*? Mit seiner großen, dem Meer zugewandten Geste hält dieses vielbesuchte touristische *Highlight*, was der Name verspricht. Errichtet 1911 zu Ehren des Königs Georg V., dem damaligen Herrscher des englischen Weltreichs,



... und kolonialer Verfall.

war es ein Symbol des Kolonialismus.



Modernes Indien (im Taj Mahal Hotel) ...

Heute ist es das *Entrée* für eine Weltmetropole eigenen Rechts. Direkt daneben beeindruckt das *Taj Mahal Hotel* mit einer prächtigen Fassade. Gerade putzen in abenteuerlicher Höhe zwei Arbeiter, mit Seilen gesichert, die Fenster. Das Hotel ist ein Symbol des Widerstands, des Trotzes gegen die hochnäsigen Engländer. Die Spuren des verheerenden Terroranschlags von 2008 sind beseitigt, mit Niederlassungen vieler internationaler Design- und Luxusfirmen in seinen weiten Hallen steht das Hotel heute für den indischen Kapitalismus. Und ich lasse mich verführen: In einem noblen Antiquitätenladen gegenüber erstehet die bronzene Replik einer Pferdeplastik, die mich fast 150 EUR kostet.

Wir laufen noch weitere imposante Gebäude des historischen Bombay ab: das *Prince of Wales Museum of Western India* von 1923 mit seiner großen Kuppel, eines der bedeutendsten indischen Museen, das heute *King Shivaji Museum* heißt, die Universität mit der Bibliothek, den Uhrturm und das Gebäude des *High Court* von 1862 – welche kolonialen Dramen mögen sich da abgespielt haben. In einem alternativ gestylten Lokal, in dem es

ökokorrekt keinen Zucker gibt, legen wir eine Pause ein. Mancherorts ist Indien schon sehr im Westen angekommen.



Die zweitälteste Synagoge Mumbais wird restauriert.

von unserem Hotel zu entfernen, und suchen ein chinesisches Restaurant in unserer Straße auf. Ein soignierter älterer Chinese im Anzug bedient uns überaus formvollendet und stilvoll – ein Genuss, der das durchschnittliche Essen ein wenig adelt.



Auf dem Oval Maidan. Im Hintergrund der High Court.

Auf einer Stromleitung schnäbelt ein Papagaienpaar. Auch einen Raubvogel beobachten wir.

In einer Apotheke besorgt sich F. für 50 INR Ohrtropfen gegen ihre Entzündung.

Auf dem Weg zur altherwürdigen *Victoria Station* mächtige alte Kolonialbauten. Manche stehen leer, Büsche wachsen aus den Fenstern. Hier bekommt man ein Gefühl dafür, welche Bedeutung Indien für die Engländer hatte. Was für ein Erlebnis, was für ein Kulturschock muss es für einen Bauern vom Land gewesen sein, wenn er in die Stadt kam und diese Pracht sah, als sie noch in

Auf dem *Oval Maidan*, einer riesigen, kahlen Grasfläche, spielen weiß gekleidete Inder Cricket. Nicht weit davon die *Knesset Eliyahoo*. Die 1884 gegründete, in einem schönen Blau gehaltene zweitälteste Synagoge der Stadt wird gerade restauriert. Man lässt uns aber rein und für 200 INR dürfen wir auch fotografieren.

Abends haben wir keine Lust, uns weit von unserem Hotel zu entfernen, und suchen ein chinesisches Restaurant in unserer Straße auf. Ein soignierter älterer Chinese im Anzug bedient uns überaus formvollendet und stilvoll – ein Genuss, der das durchschnittliche Essen ein wenig adelt.

Dienstag, 9. Januar 2018. Mumbai.

Beim Frühstück werden uns zwei Toastbrote, die wir nachgeordert haben, in Rechnung gestellt. Krähen beobachten aufmerksam die Gäste – heute sind es ein paar mehr – und stürzen sich auf jeden frei werdenden Tisch, um sich die Reste zu schnappen.

frischem Glanz erstrahlte. Der *Victoria Terminus*, seit 1996 in *Chhatrapati Shivaji Maharaj Terminus* umbenannt, mit seinen gewaltigen Ausmaßen und die mächtige Post daneben sind Kathedralen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, doch einen ästhetischen Vergleich mit den wunderbaren russischen Bahnhöfen dieser Zeit halten diese grauen, neugotischen Trutzburgen nicht aus.

Nach einem kleinen Mittagssnack, den wir in unserer Straße in einem gestylten, zielgruppengerecht unterkühlten Schickerialokal namens *Mockingbird* einnehmen, sind wir um zwei Uhr zurück im Hotel.

Nach F's Genesungsschlaf ausgiebiger Spaziergang auf dem schönen, von Bäumen bestandenen Strandboulevard am *Marine Drive*, dem allerdings der achtspurige *Drive* direkt daneben etwas von seinem Zauber nimmt. Viele Flaneure. Junge Leute, die sich gegenseitig fotografieren oder

kuschelnd auf der breiten Steinmauer sitzen. Die Mädchen, die man sonst nur im Sari sieht, sind in dieser internationalen Metropole durchweg westlich mit Jeans und T-Shirt bekleidet. Im Meer dümpeln ein paar Fischerboote im Licht der im Abend smog versinkenden Sonne.



Auf dem Strandboulevard.

Abends in eine Pizzeria an der Ecke unserer Straße zum *Marine Drive*. Draußen bemühen sich weiß

gekleidete Polizisten verzweifelt, mit ihren schrillen Trillerpfeifen den Verkehr auf der völlig überlasteten Kreuzung in den Griff zu bekommen. Gleichzeitig, doch asynchron sind auch die Ampeln in Betrieb. Für zwei durchschnittliche Pizzen und zwei große Biere bezahlen wir 3 000 INR – es ist ein Restaurant für die Wohlhabenden und die *Jeunesse dorée*, die schick italienisch essen gehen wollen. Am Ende haben wir noch Ärger mit der Kellnerin, weil sie F. für ihre Pizza ein Format berechnet, das sie nicht bestellt und nicht erhalten hatte.

Mittwoch/Donnerstag 10./11. Januar 2018. Mumbai-Berlin.

An unserem letzten Tag nehmen wir uns wie meist bei längeren Urlauben nicht mehr viel vor. Nach dem Frühstück spazieren wir noch einmal in entgegengesetzter Richtung über den Boulevard am *Marine Drive*, um die entspannte Stimmung zu genießen. Ein Fischerboot holt sein Netz ein.

Zum Mittag das kalte, hypermoderne *Mockingbird*. Dann lange im Hotelzimmer, lesend und schlafend. Abends noch mal zum Chinesen, wo wir diesmal im Schatten einer im Akkordtempo speisenden chinesischen Reisegruppe kaum Beachtung finden, dann starten wir gegen 21 Uhr Richtung Flughafen. Wir erwischen einen völlig überdrehten Taxifahrer. Bethel kauend und

offensichtlich berauscht, ignoriert er die landesüblichen Bodenschwellen, versucht, wohl um den ausländischen Fahrgästen zu imponieren, aus seinem nagelneuen Wagen alles an Geschwindigkeit herauszuholen, was herauszuholen ist, bis wir es endlich schaffen, ihm Einhalt zu gebieten.

Um drei Uhr früh soll unser Flieger starten und via Paris um 11.35 Uhr in Berlin landen. Am Flughafen fehlt der Flug allerdings auf der Anzeigetafel, obwohl spätere Flüge bereits angezeigt werden. Eine Mitarbeiterin der *Air France* weiß von nichts, sie schickt uns zum Partner *Jet Airways*, von dort werden wir wieder zu *Air France* zurückgeschickt, wo wir nun einen tatkräftigen Mitarbeiter erwischen, der, während F. bei den Koffern wartet, erneut mit mir zum *Jet Airways*-Schalter pilgert. Dort höre ich etwas von *delayed* und schnappe eine Uhrzeit auf: 9.15 Uhr. Soll das heißen, dass wir bis morgen früh warten müssen? Doch ohne eine Miene zu verziehen, werkelt die stämmige Angestellte schon an einer Lösung. Unser Flieger habe in der Tat Verspätung, werde jedoch um 3.45 Uhr starten. Für den Anschluss in Paris um 9.50 Uhr, den wir nicht mehr erreichen könnten, habe sie schon einen Ersatzflug um 12.20 Uhr gebucht. Das Schöne dabei: Sie checkt uns auch gleich ein, und da wir so früh dran sind, bekommen wir einen der wenigen 2er Sitze.

Kurz vor 9 Uhr landen wir in Paris. Draußen sind 7 Grad, der Winter hält sich noch zurück. Der furchtbar weitläufige Flughafen, altmodisch mit Bussen zwischen den Terminals, hält keinen Vergleich mit dem modernen, wunderbar gestalteten Flughafen von Mumbai aus. Dessen Anspruch als *silent Airport* ist es, mit möglichst wenig Ansagen auszukommen. Die Passagierbereiche warten mit harmonischen, warmen Farben und fein geschwungenen Formen auf, vor allem aber besticht er mit kurzen Wegen. Auch in Berlin ist es recht warm. Schnee liegt nicht. Der Himmel ist grau, als wir in Tegel aus dem Flugzeug steigen.

Berlin, Januar 2018 – Januar 2019.



Abschied von Indien.